

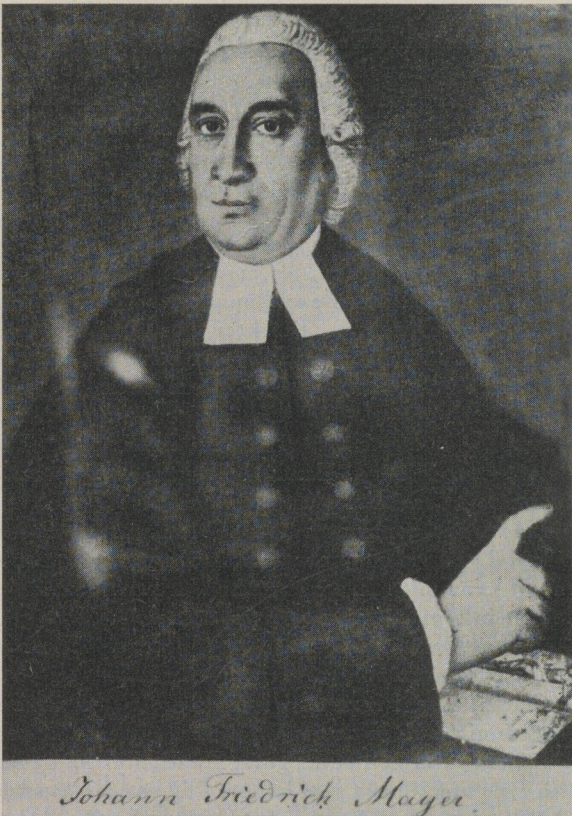
Pfarrer Johann Friedrich Mayer und die hohenlohesche Landwirtschaft im 18. Jahrhundert

Von Karl Schumm

Mit dem Namen „Gips-Mayer“ wurde im letzten Jahrhundert der Kupferzeller Ortspfarrer bedacht, der von 1745 bis 1798 der evangelischen Kirchengemeinde in Kupferzell vorstand; und dieser Name wurde zu einem Begriff, der die Größe und den Umfang seines Denkens einengte und seine Bedeutung einseitig festlegte. Man begnügte sich damit, den Pfarrer als Landwirt zu sehen, der in beinahe dilettantischer Weise eine landwirtschaftliche Entdeckung mit allen Mitteln in die Tat umsetzen wollte. Ein ihn sehr verehrender Freund hat dieses Schlagwort erfunden, seitdem ist es das Attribut Mayers, und wenn man von ihm sprach, so war der andere schon im Bild: Es war der Pfarrer, der gepredigt hatte, daß man zur künstlichen Düngung den Gips verwenden solle. Der propagandistische Einsatz, den in unserem Raume natürlich vorkommenden Gips für die landwirtschaftliche Kultur zu verwenden, war wohl ein wichtiger Teil seiner Tätigkeit, es war aber nur ein Teil, und wie alles, was er wollte und tat, ein Ausdruck seiner inneren Einstellung zu den Dingen dieser Welt als einer Weltanschauung im wahren Sinne des Wortes. Alle seine Bestrebungen sind aus dieser wohldurchdachten Weltanschauung zu verstehen, die in den unbeschwerten Zeiten des 18. Jahrhunderts folgerichtig schien und Himmel und Erde umfaßte.

Mayers Vorfahren waren Bauern. Er stammte aus einem landwirtschaftlichen Betrieb und wurde am 21. September 1719 zu Herbsthausen als Sohn des Gastwirts „Zum Schwanen“ geboren. Auf dem Gasthof ruhte auch das Recht zur Posthalterei. Seine Schulausbildung war die eines begabten und bemittelten Hohenlohers seiner Zeit, er kam in die Lateinschule Weikersheim, darauf ins Gymnasium nach Öhringen; die Eltern wünschten, daß er Pfarrer würde. Als Universität wählte er die damals bevorzugte in Jena. Bereits 1741 war er Pfarrer in Riedbach. Sein Patronatsherr, Carl Philipp von Hohenlohe-Bartenstein, dessen Land 1744 zum Fürstentum erhoben wurde, verwendete ihn während des Kirchenstreites in Sindringen. 1745 wurde er Pfarrer in Kupferzell.

Über seine ersten Lebensjahre schreibt er: „In den ersten Jahren meines Lebens [hatte ich] Gelegenheit, bei meinen Eltern mit dem Feldbau bekannt zu werden. Auf den Schulen fühlte ich in mir den größten Hang, dem Gang der Natur nachzuspüren, die Logik zu studieren, das Statistische mit der Geographie zu verbinden und zu erforschen. . . . auf der Academie lernte ich die Weltweisheit . . . Bei allem suchte ich mit Begierde das Warum einzusehen. . . . die Gottesgelahrtheit war der Hauptzweck meines Studierens. Die Religion sah ich gar bald als eine Regel an, als den Inbegriff aller derjenigen Regeln an, durch deren Beobachtung die Menschen glücklich, vollkommener oder selig werden sollten, könnten und müßten. Die Seligkeit schloß ich nicht auf jene Zeit über dem Grabe weg ein, sondern hielt dafür, daß des Menschen Seligkeit nach der göttlichen guten Bestimmung schon in dem ersten NUN seines Daseins angehe.“¹



Johann Friedrich Mayer, gemalt von A. Eger, Künzelsau
(im Besitz von G. W. H. Mayer, Edenkoben).

Lebenserfahrungen sammelte er als junger Pfarrer anlässlich seiner Verwendung in Ernsbach, wo er in die Streitigkeiten um die Kalenderreform verwickelt wurde, die nicht nur die Grafschaft Hohenlohe beschäftigte, sondern bis an den kaiserlichen Hof die Gemüter beunruhigte. Diese Erfahrungen, so schwer sie für ihn waren, haben ihn aber nicht verbittert, sondern zu einem reifen Menschen gemacht, der den Dingen der Welt in einer betrachtenden Ruhe gegenüberstand, das Jenseits, dem er durch seinen Beruf nahestand, mit diesen verknüpfend. Pfarrer, Lehrer, Freund und Wohltäter seiner Gemeinde, schlug er alle Lockungen aus, die ihn in Form von Berufungen aus Kupferzell wegziehen wollten. Bis zu seinem Tode am 17. März 1798 betreute er dort sein Amt. Noch heute ruhen seine Gebeine inmitten derer seiner Pfarrkinder auf dem Friedhof in Kupferzell.² Kurz nach seinem Tode wurde seiner Verdienste in Nekrologen und Erinnerungen gedacht.³

Samuel Bauer, Prediger in Göttingen und Albeck bei Ulm, faßt Mayers Verdienste zusammen und schreibt: „Er hat sich als theoretischer und praktischer Ökonom einen ausgebreiteten Ruhm und vielfaches Verdienst erworben, denn er förderte durch Lehre und Beispiel eine verbesserte Landwirtschaft zu einer Zeit,

wo Deutschland in diesem Stücke noch sehr zurück war. Besonders ist der Flor der Landwirtschaft im Hohenloheschen die Frucht seines Unterrichts und seiner Ermunterungen . . . was er schrieb, war nicht bloß für den Gelehrten berechnet, sondern er wußte sich auch gemeinen Landwirten verständlich zu machen . . . er wurde von den Großen und von Landwirten häufig als das Orakel in Angelegenheiten der Landwirtschaft befragt und durch Preise, Medaillen und Diplome geehrt. Seine Pflichten als Seelsorger verwaltete er dabei aufs gewissenhafteste, und der nach seinem Tode gedruckte Jahrgang von Evangelienpredigten⁴ ist ein rühmlicher Beweis von seinen Bemühungen um das geistige Wohl seiner Gemeinde.⁵

Seine Bedeutung wurde eingeeengt, als man ihm den Beinamen „Apostel des Gipses“ gab. Der Erfinder dieser Bezeichnung war Johann Nepomuk Hubert Schwerc aus Koblenz (1759—1844), Direktor der Landwirtschaftlichen Lehranstalt in Hohenheim. Populär wurde der Begriff durch ein Büchlein, das Mayers Urenkel, Georg Wilhelm Mayer, Kirchenrat in Edenkoben (Pfalz), 1899 veröffentlichte: „Johann Friedrich Mayer, der Apostel des Gipses, ein Charakter- und Kulturbild aus dem 18. Jahrhundert.“ Unserem Jahrhundert des Spezialistentums sind die Motive des allseitigen Handelns Mayers schwer verständlich. Hätte er sich nur auf die Frage der Anwendung und des Vorteils der Gipsdüngung beschränkt, so bestünde der Übername zu Recht. Die Empfehlung der Gipsdüngung ist aber nur ein Mittel von vielen, einer Weltanschauung sichtbaren Ausdruck zu geben. Deren Inhalt kann mit Mayers eigenen Worten zusammengefaßt werden: „Ein Prediger leistet in seinem Amte kein vollkommenes Genüge, wenn er nicht neben dem, daß er seine Gemeinde zu dem Besitze ewiger Seligkeit hinführet, sie auch zeitliche Glückseligkeiten zu besitzen, unablässig bearbeitet.“⁶

Mit diesem gedanklichen Programm zeigt sich Mayer als ein Kind seiner Zeit, weiß sich aber einig auch mit seinen Bauern: „Sie [die Bauern] wissen und glauben es aber, daß ein guter Christ ein guter Haushalter sei und ein böser Haushalter ohnmöglich ein guter Christ sein könne.“⁷ Es ist der Ausdruck der optimistischen Geisteshaltung der Aufklärung, die letztlich das Wohl des Menschen als das Ziel des Erdendaseins überhaupt sieht und dieses als die Vorstufe der Ewigkeit empfindet. Zu diesem Optimismus gehört auch der Glaube, daß der Mensch in seinem Willen und mit den Werken sein Schicksal gestaltet und alles seinen folgerichtigen Verlauf nehmen wird. Aus dieser Anschauung schöpfte Mayer immer wieder die Kraft, belehrend und beispielgebend aufzutreten, und zwar unermüdet bis an sein Lebensende. Kurz vor seinem Tode zieht er auch das Fazit seines Lebens: „Ich habe das Vergnügen, mitten unter Landleuten nun schon beinahe 50 Jahre als Lehrer zu leben, und bin von Kindheit an in einem Hause erwachsen, wo man ein sehr großes Landgut eigen besaß und sehr gut beobachtete . . ., zu dem kommt noch, daß ich auf meinem eigenen, drei oder vier Morgen großen, aus einer Einöde geschaffenen Garten, der ein Baumgarten ist und 1800 Bäume enthält . . ., meine Anschläge versuche . . ., sie ändern, meinen Pfarrkindern, zum Versuchen empfehle und sie hernach erst in meinen Büchern dem Publikum nach meinem Gutbefinden vorlege, empfehle oder mißrate.“⁸ Er selbst sieht sich nicht als praktischer Landwirt an. Sein Handeln entspringt seiner Weltanschauung und seines von ihm als göttlichen Auftrag empfundenen Wirkens: „Ein Gelehrter und ein Bauer lassen sich in ihren Geschäften in einem Mann gar nicht vereinigen. Überall liegt dieses als Wahrheit, der nicht kann widersprochen werden am Tage . . . ich kenne selbst einige unwürdige Gelehrte, ich sehe mehrere solche nichtswürdige Prediger oder solche geplagten Männer, welche sich mit der Besorgung ihrer Feldgüter beschäftigen und darüber das alles, wozu sie noch da

sind, wozu sie berufen sind . . . , versäumen. Sie sind mehr auf ihren Äckern und Wiesen als in ihrer Studierstube, öfters beim Pflug als beim Buch, ihr Gedanke ist Ochse und Kuh, ihr beständiges Meditieren das Steigen und Fallen des Getreidepreises, . . . etwas auf der Kanzel durcheinander geplaudert und geschrien, den Chorrock weggeworfen . . . , die Peitsche auf den Buckel und auf und davon.“⁹

Entsprechend seiner Haltung hat er auch erst im reifen Alter seine Werke niedergeschrieben. 1768 veröffentlicht er die erste Abhandlung „Die Lehre vom Gyps“.¹⁰ Damals war er bereits 49 Jahre alt und 23 Jahre lang Pfarrer in Kupferzell. Damit hatte er das Recht, von Erfahrung zu sprechen. Auch die mußte er machen, „daß der Prophet nichts in seinem Vaterland gelte“: „So habe ich doch gleich anfangs meiner Bemühungen um die Landwirtschaft mehreren Beifall, Achtung . . . Güte und Liebe unter Größern und Niedrigern in der Ferne gefunden, als in meinem Vaterlande selbst.“¹¹ Sein Selbstbewußtsein ging auch nicht so weit, daß er sich als einzigen Reformator der Landwirtschaft betrachtet hätte, immer wieder weist er in seinen Büchern dankbar auf Mitstreiter und Vorgänger hin. Er fühlte sich als Träger einer Bewegung: „Ich sehe zwar die Morgenröte des Tages auf dem ganzen Horizonte sich ausbreiten, aber wann bricht denn der Tag endlich selbst an, dessen Strahlen die Finsternisse verdrängen.“¹²

Urteile über die Landwirtschaft in Hohenlohe im 18. Jahrhundert

In den Abhandlungen der Geographen, Topographen und Statistiker des 18. Jahrhunderts wird der Blüte der hohenloheschen Landwirtschaft in einstimmigem Lobe gedacht. Trotz aller Bedenken, die man derartigen Äußerungen entgegenbringen muß, darf man den Schilderungen Glauben schenken. Es sind nicht nur Berichte solcher Männer, die im Lande lebten, sondern auch von solchen, die von einer höheren Warte aus schrieben. Und da der Begründer der modernen wissenschaftlichen Statistik und politischen und wirtschaftlichen Journalistik, August Ludwig Schlözer (1755—1809), Professor in Göttingen, aus Hohenlohe, nämlich aus Gaggstatt bei Crailsheim, stammte, waren ihm Berichte aus seiner Heimat, mit der er zeitlebens in enger Berührung stand, besonders willkommen. So wurde der wirtschaftliche Zustand Hohenlohes in Schlözers „Staatsanzeigen“, einem vielgelesenen Werke seiner Zeit (1782 ff.), öfter geschildert und in ganz Deutschland gelesen. Die ungeheuer fruchtbare schriftstellerische Tätigkeit Mayers (siehe Verzeichnis seiner Werke) stellt jedem Bearbeiter eines topographischen, landwirtschaftlichen und statistischen Werkes reiches Material zur Verfügung. Diese Beschreibungen wirkten noch in den Arbeiten des 19. Jahrhunderts nach. Hervorgehoben zu werden verdient die Abhandlung in Büschings „Erdbeschreibung“.¹³ Sie ergibt ein klares Bild der Verhältnisse in Hohenlohe im 18. Jahrhundert, deren Auswirkungen heute noch in jedem Dorfe wahrzunehmen sind. Büsching verweist auf die erste gestochene Landkarte Hohenlohes 1748, die von Chapuzet in dem Atlas von Deutschland aufgenommen wurde.

Hohenlohe „hat Berge, Täler und Ebenen. Die Sommerseite der Berge stellet den Augen schöne Weingärten, die hin und wieder auf viele Stunden weit aneinander stoßen, die Winterseite aber einträglichen Ackerbau vor, und oben befinden sich gemeinlich gute Waldungen von Eichen, Tannen, Fichten, Buchen und Birken, in welchen sich mancherlei Wildpret aufhält. In den Tälern ist guter Wiesenwachs, daher auch die Viehzucht gut ist, welche durch die Stallfütterung und den Kleebau so zugenommen hat, daß sie dem Landmann seine meiste Nahrung gibt. Nach Straßburg und Paris werden alljährlich etwa für 140 000 Gulden gemästete Ochsen getrieben. Die Schafzucht ist auch erheblich, insonderlich wegen der Hammel [Mästung]. Der Ackerbau ist gut, insonderheit um Öhringen und Kupferzell, und bringt Korn (Roggen), Dinkel, Gerste, Hafer, Erbsen und

andere Früchte. Baumfrüchte [Obst] sind häufig. Die Menge des Weins, welche bei Öhringen, bei Michelbach, in dem Kocher- und Taubertal und an der Jagst gebaut wird, ist groß, und der Wein ist gut. Flachs und Hanf wird viel gebaut und die daraus gewebte Leinwand gehet nach Holland.“

Noch bis in die neueste Zeit herein wurde oftmals die statistisch-topographische Übersicht des ganzen Fürstentums Hohenlohe zitiert, die im „Fränkischen Magazin“ 1791 erschien; der Herausgeber beruft sich auf die Veröffentlichungen Schlözers im 31. Hefte seiner „Staatsanzeigen“ vom Januar 1786. Dort wird angegeben, daß 1784 und 1785 von meist hohenloheschen Metzgern für mehr als 900 000 Gulden Mastochsen nach Straßburg, Paris und Metz verkauft wurden, weiterhin gingen auch nach Frankfurt, Mainz und Mannheim solche Transporte.

Die Viehzucht wäre in Hohenlohe „seit fünfzig Jahren zu einer solchen Vollkommenheit gediehen, daß wohl wenige Länder ihr beikommen, geschweige sie übertreffen ... der Kleebau, die Stallfütterung und die äußerste Reinlichkeit in ihren Ställen mögen zu ihrer vortrefflichen Viehzucht das Meiste beitragen ... die Schafzucht ist so beträchtlich, daß jährlich einige Tausend Stück für 10 bis 15 Gulden das Stück ins Ausland verkauft werden. Man findet sie sehr schmackhaft, selbst Paris, dem wir so gerne nachbeten, hat sie sehr gut gefunden ... Glückliches Hohenlohe! Deine Wirtschaft geht im richtigen Zirkel auf; Du hast Futter genug, viel Vieh zu halten, dieses verschafft Dir reichliche Dünger, hierdurch kannst Du Deine Äcker zu Gartenfeld umschaffen ... Aus dem groben Garn vermischt mit ihrer Wolle machen sich selbst die reichsten Bauern ihre Zeuge, woein sie sich reinlich, aber nicht kostbar kleiden. Nur die Bauernmädchen fangen, seitdem sie täglich Kaffee trinken, an, fremde Zeuge, seidene Tücher und Spitzen zu tragen ... Obst gerät in guten Jahren in solchem Überfluß, daß nicht nur fuderweise das Gedörnte außerhalb des Landes geht, sondern daß noch überdies daraus Apfelwein und Birnmost ... gemacht werden müssen ... Als etwas Bemerkenswertes, besonders für Gegenden, wo kein Wein gebaut wird, ist eine Art Feldbirne, welche Mostbirnen heißen ... aus welchen man vielen und guten Wein keltern kann. Die besten Sorten dieser Birnen werden zu Weinsbach ohnweit Öhringen sehr häufig gebaut und als Wein getrunken ... Der gemeine Mann macht in Verbesserung seines Nahrungsstandes große Fortschritte und begnügt sich nicht damit, daß er bloß das tut, was sein Großvater getan hat. Schon vor 50 Jahren düngte ein Bauer seine Wiese mit Gips ... man fährt damit fort. Man findet nicht nur wohlhabende, sondern auch reiche Bauern.“¹⁴

Unschwer erkennt man aus diesen Schilderungen die Abhängigkeiten derselben aus Mayers Werken, obwohl diese nirgendwo erwähnt werden. Nicht nur Mayer liefert Beiträge zu dieser „Morgenröte der landwirtschaftlichen Erneuerung“. Der Apotheker in Ingelfingen, G. Christ. Albrecht Rückert, Mayers Schwiegersonn, versuchte durch chemische Untersuchungen dessen Theorien wissenschaftlich zu unterbauen.¹⁵ Er stellte sogar eine Schausammlung zusammen „aller mineralischen Dung- und Verbesserungsmittel ... , aller brauchbaren Gebirgsarten, Steine, Mergel und Erdarten“ und will diese „als ein Kabinett für den Landwirt“ herausgeben. Mayer selbst berichtet über Rückert: „Die Vorsicht führte mich in eine nähere Verbindung mit einem jungen Mann, der durch seine Arbeiten sich als Meister in der Kunst“ zeigte. „Sein Buch wächst nach und nach, so, wie seine Versuche sich vervielfältigen.“ Der Landmann „kommt durch dasselbe in Stand, wissenschaftlich belehrt zu werden, und hat nicht mehr nötig, auf Geradwohl was zu tun oder zu wagen“.¹⁶ Mit dem Fürstlich Hohenlohe-Neuensteinischen Hauptmann und Landkammerrat I. C. E. Schmid, der das Hohenlohesche Institut in Neuenstein verwaltete, kam Mayer wegen der Herausgabe der Kalender in Schwierigkeiten, auch die Rivalität, die notwendig in der Verfolgung ähnlicher Aufgaben eintreten mußte, ergab Verstimmungen. Schmid, der 1777 das Institut übernahm, hatte ein Buch geschrieben, das auf 208 Seiten eine „Geprüfte Anweisung zu der Erziehung, Pflanzung und Behandlung der hochstämmigen und Zwergfruchtbäume“ enthält.¹⁷

Außer diesen in wissenschaftlicher Form abgefaßten Büchern wurden Abhandlungen belehrenden Inhaltes für das Volk verbreitet. Vor allem der seit 1772 erscheinende „Baurenkalender“ dient zur Unterrichtung des Volkes.¹⁸ Noch heute findet man unter dem Bestand der Büchereien hohenlohescher Bauern neben den Gebetbüchern von Arndt und Brastberger das „Noth und Hülfsbüchlein für Bauersleute, oder lehreiche Freuden- und Trauergeschichte des Dorfes Mildheim“, erschienen in Gotha und Leipzig 1788, das noch im 19. Jahrhundert mehrfach aufgelegt wurde. All diesen Dingen gegenüber waren die hohenloheschen Bauern aufgeschlossen, und das war ein wirkliches Verdienst Mayers, der in seiner Stellung ein Verbindungslied zwischen der Landesherrschaft und den Bauern war.

Hohenlohe im 18. Jahrhundert, von Mayer geschildert

Es ist ein leichtes, alle diese Veröffentlichungen über Hohenlohe und die Aufgeschlossenheit der Bevölkerung in dieser Zeit als durch das Wirken Mayers beeinflusst nachzuweisen. Seine Schilderungen der Landschaft sind heute noch ebenso gültig wie im 18. Jahrhundert. Der Blick von Grünbühl (Kreis Öhringen) aus über die Ebene hin wird so dargestellt: „Von überall her sahen kleine Weiler, einzelne Bauernhöfe, nicht ein einziges großes oder kleines Dorf oder ein Flecken weit und breit . . . das ganze Land ist von ersteren wie durchsät . . . ein jeder Weiler von etlichen Bauernhöfen und ein jeder einzelne Hof siehet durch die sie umgebenden Bauerngärten einem Lustwäldgen ähnlich, über welchem die weißgetünchten Bauernhäuser froh, von stillvergnügten Landleuten bewohnt, herfüragen. Glückselige Sterbliche! Wie selig von dem berauschenden Getümmel der Städte entfernt, beim mütterlichen Herde gesättigt, vom süßen Moste des Birnbauers getränkt!“¹⁹ Und „all die erhöhten Plätze dieser Ebene liegen im Frühling grün im Samen . . ., goldgelb im Sommer . . .; alle diese erhöhten Felder durchschneiden die etwas vertieften Flächen, die allesamt in ihren Mitten von kleinen Bächen mit hell hinrieselndem Quellwasser gefüllt sind, von wo aus die blumenreichen fetten Wiesen längs dahinliegen und bewässert werden; hin und wieder eine Hecke, ein Busch, einige Erlenbäume an den Bächen und da und dort: ein, zwei, drei, vier kleine Lustwäldchen mit Eichen und Buchen besetzt, mit Haselnußbüschen und dergleichen durchwachsen und verschönern die Aussicht.“²⁰

Die Nachwirkungen des Dreißigjährigen Krieges waren noch nicht überwunden. 1672 machte Hohenlohe eine neue Landesaufnahme, in der die Schätzungen und Steuern festgelegt und die verlorengegangenen Rechte und Dorfordnungen der einzelnen Siedlungen erneuert wurden. Mayers Pfarrkinder erzählen: „Die Felder hätten öde gelegen, Dornen und Gesträuch wären bis an die Häuser des Ortes gewachsen . . . Die Ernte wäre oft so schlecht gewesen, daß, wenn man erntete, die Mägde vorausgegangen wären und hätten mit der Sichel die Ähren oben abgeschnitten, sie im Schurz gesammelt . . ., die Bauern und Knechte seien hintennach gegangen und hätten mit der Grassense das Feld, welches fast nur mit Gras bewachsen gewesen wäre, abgemäht.“²¹ Innerhalb von 50 Jahren vollzog sich die Umwandlung von dieser verwahrlosten Flur in den blühenden Garten, als den das Land zu Mayers Zeiten den Beschauer anmutete.

Zu dieser Landschaftsschilderung gehörte auch die Schilderung der Bewohner: „Hier ist nun die Zufriedenheit zu Hause und man findet . . . frohe Menschen . . . auf den Feldern mitten unter der Arbeit, weil sie in der Hoffnung, ihre Mühe auch froh genießen zu können, arbeiten.“²² „. . . satt und genugsam haben und dabei vergnügt leben ist wahrer Reichtum, so leben unsere Landleute dahin, ihre Kinder sehen zu, kommen an ihrer Seite durch ihren Vorgang zu gleichen Ge-

wohnheiten und so vererbt sich . . . der Reichtum und Wohlstand der Väter auch auf die Kinder.⁴²³

Die Arbeit der Bauern ist hart, vielleicht noch härter als in anderen Gegenden. Die Arbeit ist vielseitig wie die Landschaft und der Boden, alle Zweige des Landbaues werden hier getrieben: Ackerbau, Viehzucht, Obstbau, heute noch wie ehem. „Unsere Bauern werden von Kindheit auf zur Arbeit gewöhnt, . . . und halten dabei bis an den Rand des Grabes auch aus.“⁴²⁴ „. . . es ist nicht genug, daß unsere Bauern früh auf sind, sie sind auch . . . sehr spät zu Bette . . ., die Hitze der Sonne sticht tagsein nicht so sehr, daß sie lahm werden, den ganzen Tag durchgearbeitet, rufen sie gegen die heraneilende Nacht sich einander erst von den Feldern jachzend nach . . . und ziehen unter jugendlichem Gesang froh unter ihr Dach.“⁴²⁵ „So geht der Sommer dahin und so auch der Herbst unter nie ausgesetzter Arbeit, und so setzen sie die Arbeit in der Scheune, auf dem Felde, bei den Kieß- und Mergelgruben den Winter hindurch bis wieder in den Frühling hinein . . . fort.“⁴²⁶

Die fränkische Lebhaftigkeit hat Mayer schon beobachtet. Seine Bauern „sind fester in ihren mit Einsichten gefaßten Entschlüssen, sie haben etwas Munteres in ihrem ganzen Betragen und schwenken sich leicht und gewandt auf jede Seite, wo es ihnen behagt. Sie sind früh und spat, wie und wann man sie will . . ., wer sie berücken will, kommt gewiß zu spat.“⁴²⁷

Mit dem erhöhten Wohlstand wachsen jedoch ihre Bedürfnisse, sie huldigen dem Kaffee und machen die städtische Kleidung nach, was von Mayer einesteiis gegeißelt, andernteils aber als Ansporn zu neuer Arbeit empfunden wird. Es wird möglich, das Wohnhaus behaglicher und den neuen Wirtschaftsformen entsprechend zu gestalten.²⁸ „Der Unterschied zwischen den Bauernhäusern, welche vor 50 und 100 Jahren und erst seit etwa 25 Jahren erbaut wurden, ist allerdings groß . . ., vormals deckte man alle Häuser und Scheuren mit Stroh, nun aber durchaus mit Ziegeln.“²⁹ Ehemals war das Bauernhaus ebenerdig, nun wird es aufgestockt; das Ortsbild veränderte sich zwar nicht, „kein Bauer bauet gern an die Straßen . . .“, um „dem Ungestüm des vorbeiziehenden Soldaten zum Anspann und Botenlaufen nicht ausgesetzt zu sein, sucht er lieber Einöden, als das Vergnügen der Aussicht“.³⁰ Um 1773 fand Mayer in den Dörfern zahlreiche Umbauten. „. . . der Stall findet . . . überall seinen Ort in dem Bauernhause selbst, gleich unter der Wohnstube oder unter der Kammer, in welcher der Bauer schläft. Zweierlei Vorteile, die er von daher erwartet: erstens, der Stall erwärmt die Stube, zweitens, er vernimmt aus dem Geblöke und aus der Unruhe im Stall auch in den Nächten, wann dem Vieh etwas aufstößt.“³¹ Ursprünglich gab es nur einen gemeinsamen Brunnen für das ganze Dorf, nun besaß jeder Hof seinen eigenen Brunnen, höchstens zwei oder drei Bauern hatten einen gemeinsam. Obwohl Mayer den gemeinschaftlichen Backofen empfahl und auf die Vorteile solcher Gemeindebacköfen, wie sie in Thüringen eingeführt waren, hinwies, baute doch weiterhin jeder Bauer einen eigenen an das Wohnhaus an.

Die Nahrung des Bauern richtete sich nach den eigenen Erzeugnissen, die Speisenfolge hat sich seit dem 18. Jahrhundert bis in die ersten Jahrzehnte des unsren kaum geändert, die Milchsuppe herrschte vor; erst nach dem ersten Weltkrieg trat eine Veränderung ein, die Küche wurde bürgerlich, die Frau kochte nun, wie sie es in den Stadtküchen gelernt hatte. Im 18. Jahrhundert war die Kost noch rein bäuerlich, es wurde mehr auf die Quantität als auf die Qualität gesehen, satt mußte man vom Tische aufstehen: „das, was sie selbst bauen, stellen sie auf ihrem Tisch auf; ihre Speise ist Mehl, Linsen, Erbsen, Hirsen, Sauerkraut,

Kartoffeln, Rüben, Salat . . . , Milch, Schweine- und Rindfleisch, wie die Zeiten sind, frisch oder gedörnt . . . , so wie sie arbeiten, so pflegen sie auch zu essen, langsam, aber . . . nicht nachlassend, anhaltend, unverdrossen, alle Zeit froh beim Tisch und beim Pflug“.³² Wenn man zu Anfang des Jahrhunderts das frische Wasser als „alltäglichen Trank“ rühmte, konnte man von der Mitte des Jahrhunderts ab berichten, daß nun Most getrunken wurde.

Die Kleidung der Bauern bestand aus Stoffen, deren Rohprodukte im eigenen Betrieb erzeugt und von eigener Hand gefertigt wurden. „Unsere Bauern kleiden sich gut, ihr Rock ist Wolle . . . dauerhaft, warm, wohlgeschnitten, von schwarz-grauer Farbe oder weiß, wie die Wolle vom Schaf kommt . . . , ihre Frauen lieben wie alle Frauen den Puß, die Reinlichkeit, die Spitzen und allerlei Farben und Bänder.“³³ Auch die Kleidung änderte sich im 18. Jahrhundert. Sie ist nicht mehr die, „die sie vor 50 Jahren war; mit aller . . . Kleidungsmode verändert sich auch die ihre mit“.³⁴ „ . . . ursprünglich trugen sei leinene, dann wollene Kittel, in der Farb, wie sie das Feld hat . . . Röcke, die sie nach ihrer Gestalt und dem Schnitt Hemden hießen, mit eisernen Heften, statt der Knöpfe versehen, ihre Strümpfe waren aus Leinen . . . zusammengenäht, nicht gestrickt, ihre Schuhe waren mit Nesteln gebunden, nicht geschnallt, der Hut war . . . rund, nicht aufgeschlagen, abschlackend, diesen zierte kein Band. . . Armut und Einfalt sah überall . . . hervor . . . so ganz ohne allen Luxus.“³⁵ Nun aber „kleidet er sich mit seiner Wolle, zart gesponnen, in allerlei Farben gefärbt, sein Kleid ist . . . mit glänzenden Knöpfen besetzt, seine Schuhe sind geschnallt, bei Regenwetter und bei Feldarbeiten . . . trägt er Stiefel, seine Strümpfe sind aus Baumwolle und Schafwolle gestrickt und gewoben . . . der Hut ist aufgeschlagen mit einem Band geziert . . . , so steht der Bauer . . . da, zwar nicht französisch aufgeschminkt . . . , aber proper, wie ein Mann, der Ordnung, Reinigkeit . . . aufzeigt.“³⁶ „Die verehelichte Frau [geht] meist in schwarzer Kleidung . . . die ledigen Weibsleute sind auch, wie sie überall sind, darauf versessen, an Kleidungen durch Formen Materialien und Farben . . . aufzufallen . . . ihre Kleidungen sind helle . . . reinlich, mit Bändern und Halstüchern aus Seiden, ihre Hauben mit feinen Spitzen verbrämt.“³⁷ Der wichtigste Hausrat war das bäuerliche Geschirr, das Werkzeug. „Der starke große Wagen, wohlgeordnete Pflüge, gestählte und wohlgeätzte Beile, Hauen, Sensen, gutes Ketten- und Strickwerk.“³⁸ Die Einrichtung eines Bauernhauses war sehr einfach und nur auf das Notwendigste beschränkt, „einen ledernen Lehnstuhl für den Bauern auf den Notfall [Krankheit] . . . einen Umhang ums Bett . . . etliche Schüsseln und Teller von Zinn, die der Bauer als Hochzeitsgeschenk erhielt“.³⁹

Die Kinder wachsen in die alten Gebräuche und Sitten hinein: „der Vater verfährt mit den Söhnen verschieden. Hat er nur einen, so ist er zum Bauernstand erlesen, hat er aber deren einige, so weiß er . . . daß nicht jeder einen Hof haben kann . . . so werden sie zu Handwerkern bestimmt.“⁴⁰ Dabei wird das mit der Landwirtschaft verwurzelte Handwerk bevorzugt, die Söhne werden Bäcker und Metzger. „Unsere Bauern sind um das Wohl ihrer Kinder eifrigst besorgt, und ich wüßte kaum einen, der nicht alle Tage bereit wäre, alle Arbeiten um ihretwillen zu übernehmen . . . und dieselben zu versorgen.“⁴¹ Doppelheiraten waren erwünscht, Söhne und Töchter heirateten gegenseitig auf den Hof, der älteste Sohn übernimmt denselben, die Alten gehen ab und machen einen Ausding, der in der Regel aus folgendem besteht: 1. Nutznießung des halben Hofes bis an das Lebensende, 2. ein Fünftel an allen Einnahmen, 3. ein Ausding an Roggen, Dinkel, Haber, Erbsen, Flachs, Holz.⁴²

Der Dienstbote gehörte zum Hof und zur Bauernfamilie. Diese darf man nicht nur im Sinne einer rechtlichen und verwandtschaftlichen Einheit betrachten, sondern sie ist auch eine Schicksals- und Arbeitsgemeinschaft, die in dem aus dem Mittelalter stammenden Gewohnheitsrecht der Bauern, den Dorfordnungen, ihre Aufgabe zugewiesen erhält. Der Begriff „Familie“ taucht hier nicht auf, die bäuerliche Gemeinschaft wird ausgedrückt, wie es in der Dorfordnung des Weilers Beltersrot von 1681 und in vielen andern beschrieben ist: „sollt ein jeder Gemeinmann [Bauer] . . . sowohl vor sich als auch sein Weib, Kind und Gesind eines feinen, nüchtern, ehrbaren, mäßigen und gottesfürchtigen Lebens und Wandels . . . sich befeißē.“ Die Dienstboten wechselten an Lichtmeß, zu Sitte und Brauch gehörte es auch, daß man keinem Dienstboten unter dem Jahr den Dienst aufsgte. Die Tätigkeit von Knecht und Magd waren durch alten Brauch geregelt. Der Knecht war verpflichtet, alle Feldarbeiten, die Versehung des Ochsenstalles, das Dreschen im Winter, das Strohschneiden und „alle schweren Arbeiten zu verrichten“. Die Magd hatte den Kuhstall zu versorgen. In der Heuernte mußte sie mitmähen, in der Ernte das Getreide wegnehmen, dreschen und spinnen. Die Magd hatte auch das Grasfutter zu mähen.⁴³ „Der Dienstbote geht mit dem Grauen des Tages zur Arbeit und spat in der Dämmerung legt er sich wieder zur Ruhe . . . im Winter arbeitet er auch noch in den Nächten im Hause.“⁴⁴

Als von der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ab der Viehhandel und eine erhöhte Gewerbetätigkeit in den Kleinstädten Dienstboten begehrt machte, traten öfters Gegensätze auf, die Mayer beschreibt; das patriarchalische Verhältnis bleibt aber bestehen. Die Knechte und Mägde „haben auf ein jedwedes Haushalten in ihrem Verhalten einen mächtigen Einfluß. Durch sie kommt ein Haushalten leicht auf und durch sie geht es auch sehr leicht zugrunde.“⁴⁵

Auch die Feldarbeit hat sich bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts seit dem Mittelalter kaum geändert, auch hier gelten die alten Gewohnheitsrechte, „ein Teil wird mit Winter-, ein Teil mit Sommergetreide besäet, und ein Teil liegt in der Brache . . . diese dreierlei Feldung heißen sie Fluren, den Korn-, den Haber-, den Brachflur. Alle Äcker einer Flur liegen beisammen, und ist weder erlaubt noch Gewohnheit, die verschiedenen Sommer- und Winterfrüchte durcheinanderzusäen und hier einen Acker mit Roggen, gleich daneben einen mit Haber, wieder einen mit Spelzen [zu bebauen].“⁴⁶

Auch die Erntezeiten werden gemeinsam eingehalten. Bei der Heuernte bemerkt Mayer: „Eine Frucht abzuernten, wann sie noch nicht gezeitigt ist, heißt sich selbst . . . schaden, daher fangen unsere Bauern die Heuernte an, wann sie die Zeitigung des Grases bemerken: nach Johannis (21. Juni), 8 Tage früher oder später.“⁴⁷ Die Ernte des Roggens oder Dinkels geschah gewöhnlich in den letzten Tagen des Monats Juli: „überall fast bedient man sich der Sichel, mittels deren man die Halmen handvollweis wegnimmt. Man kann sich den Begriff machen, daß dabei die Mühe des Schnitters sehr groß ist und daß viel Zeit hingehet, bis er eine kleine Strecke also aberntet.“⁴⁸ Der Bauer „verabscheut das frühe Ausdreschen gar sehr . . . je heller, je kälter die Zeit ist, darinnen er drischt, je mehr hofft er, mit leichter Mühe die Körner besser aus den Ähren bringen zu können . . . man drischt so eine ganze Woche hindurch, am Samstag früh worffet [mit der Wurfschaukel] der Bauer sein Getreide, säubert es bis auf den Abend und schüttet es in seinem Hause auf.“⁴⁹

Das Zugvieh des Bauern sind in erster Linie die Ochsen; je nach seinen Möglichkeiten hat er bis zu vier Paaren. Pferde werden wenig zur Arbeit gebraucht, da der Ochse „mit den Jahren an Wert wächst. Wann ihr Dienst . . . aus ist, so

werden sie gemästet und dann mit Gewinn verkauft.⁴⁵⁰ Der Gastwirt allein hat mehrere Pferde, um damit den Reisenden auf den Landstraßen Vorspann zu leisten. Im Amte Kupferzell sind 1773 kaum ein halbes Dutzend Pferde zu finden.

Schon vor Mayers Wirksamkeit in Kupferzell versuchten die Bauern, ihre Äcker zu verbessern. „Ihr Grundsatz, nach welchem sie durchgängig verfahren, ist dieser: zu leichtes Feld mit zu schwerem und zu schweres Feld mit zu leichtem durch ein rechtes Maß . . . zu mischen.“⁴⁵¹ So wird ein Feldgrund geschaffen, auf dem jede Fruchtart gedeihen kann.

Die Wiesen liegen durchweg tiefer als das Ackerfeld, sie können „von den Anhöhen aus . . . gewässert und damit mehr oder weniger gedüngt werden . . . hat jemand Gelegenheit, in einer Anhöhe einen kleinen Teich zu errichten, so errichtet er diesen, fängt darinnen das Wasser auf, kommen trockene Zeiten, so hat er seine Rinnen zum Abflauen, öffnet diese und verströmt das erwärmte Wasser allenthalben hin auf die Wiese.“⁴⁵² — „Ist die Wiese etwas sumpfig oder naß, so zieht unser Bauer die Gräben durch den Sumpf so tief und in solcher Anzahl hindurch, bis er die stehenden Wasser gänzlich abzapfet und das Erdreich vollkommen austrocknet.“⁴⁵³

Die Erfolge dieser Bodenverbesserungen zeigten sich innerhalb kurzer Zeit. Mayer führt den Weiler Kubbach an. Dieser bestand aus zwei Höfen, die immer eine schlechte Ernte hatten. Nach der Bodenverbesserung, dem Mergeln, verdoppelte sich dieselbe, so daß schließlich neun Höfe dort entstanden. Der Bauer Simon Schnell war hier der Lehrmeister Mayers.

Diesem aufstrebenden Bauerntum stand eine für deren Wünsche aufgeschlossene O b r i g k e i t gegenüber. Im 18. Jahrhundert wurde die Grafschaft Hohenlohe zum Fürstentum erhoben. Die Grafen Hohenlohe-Waldenburg erhielten die persönliche Fürstenwürde schon im Jahre 1744 bzw. 1728. Offiziell erfolgte die Erhebung im Jahre 1757. Hohenlohe-Neuenstein erhielt erst 1764 diese Würde, die den Abschluß des jahrhundertelangen Werdens einer selbständigen Territorialmacht bedeutete. Die verschiedenen Zeitpunkte der Erteilung gaben den Anlaß zu zahlreichen Streitigkeiten, die eine Sonderentwicklung der einzelnen Linien und ihrer Gebietsteile in rechtlicher Hinsicht nach sich zogen. Bereits nach der Grundteilung 1553 entstanden Gegensätze, die sich im 18. Jahrhundert vertieften. Die einzelnen Hauptlinien schufen sich verschiedenartige Verwaltungsorganisationen. Für die Einheit des Landes waren diese Zustände nicht ersprießlich. Größere Planungen, industrielle Unternehmungen (Salzabbau, Hüttenwerke) gelangten zu keiner Entwicklung. Man findet ihre Anfänge, sie kamen aber nicht zur Blüte, da größere geldliche Unterstützungen auf die Dauer nicht gegeben werden konnten. Die Landesverwaltung komplizierte sich immer mehr, die staatliche Organisation des Fürstentums war in der Mitte des 18. Jahrhunderts folgendermaßen gestaltet:

I. Hohenlohe-Neuenstein:

1. Die Linie Ö h r i n g e n. Ämter: Öhringen — Neuenstein — Kirchensall — Michelbach — Langenbeutingen — Ohrnberg — Zweiflingen — Orendelsall — Gnadental.
2. Die Linie W e i k e r s h e i m. Ämter: Ernsbach — Forchtenberg — Weißbach — Niedernhall (gemeinschaftlich mit Langenburg) — Künzelsau — Hohebach — Hollenbach — Herbsthausen — Adolshausen — Vorbachzimmern — Elpersheim — Weikersheim — Schäftersheim — Nassau — Münster.
(Nach dem Tode des letzten Weikersheimers, Carl Ludwig, gestorben 1756, fiel dieser Teil an Öhringen.)
3. Die Linie L a n g e n b u r g. Ämter: Langenburg — Bächlingen — Billingsbach — Unterreggenbach — Belsenberg.

4. Die Linie Ingelfingen. Ämter: Ingelfingen — Niedernhall (gemeinschaftlich mit Weikersheim) — Crispenhofen — Schrozberg.
5. Die Linie Kirchberg. Ämter: Kirchberg — Lendsiedel — Ruppertshofen — Gagstatt — Leofels — Döttingen — Steinkirchen.

II. Hohenlohe-Waldenburg:

1. Die Linie Bartenstein. Ämter: Bartenstein — Ettenhausen — Herrenthierbach — Riedbach — Herrenzimmern mit Pfügingen — Sindringen — Schnelldorf (Bayern) — Pfedelbach — Mainhardt.
2. Die Linie Schillingsfürst. Ämter: Waldenburg — Eschelbach — Hesselbronn — Eschental — Untersteinbach — Gailenkirchen — Untermünkheim — Adolzfurt — Unterheimbach — Schillingsfürst — Frankenau — Bellershausen — Wildenholz.

Diese Zersplitterung des Territorialbesitzes und der dadurch bedingte Umfang der Verwaltung schädigte zwar die Landwirtschaft in keiner Weise.⁵⁴ Die bäuerlichen Abgaben bildeten auch noch im späten 18. Jahrhundert die wichtigsten Einnahmequellen der Herrschaft, was von dieser allezeit klar erkannt wurde. Alle Vorschläge zur Hebung der angespannten Finanzlage des Landes sahen die Erhöhung der landwirtschaftlich genutzten Fläche durch Urbarmachung, Rodung, Kultivierung der zahlreichen Seen, Neuansiedlungen vor. Der auf der Blüte der Landwirtschaft beruhende Handel sollte vergrößert werden (Ausfuhr, Errichtung von Märkten in allen großen Dörfern, Lenkung des Getreidepreises durch Speicherung der Ernte). Das hohenlohese Sprichwort: „Reiche Bauern — reiche Fürsten“ hatte in seiner finanziellen Auswirkung im 18. Jahrhundert in Hohenlohe noch volle Geltung. Die Leibeigenschaft spielte keine Rolle mehr. Der Landesherr konnte, weil sein Gebiet verhältnismäßig klein war, die Wirkungen aller seiner Anordnungen überprüfen und jede Bitte seiner Bauern persönlich erfüllen. Zahlreiche Anmerkungen zu solchen Vorschlägen und Bittgesuchen lagern in unseren Archiven, und auch die Topographen der Zeit schildern die Fürsorglichkeit der einzelnen Fürsten; so auch Keßler von Sprengseisen im „Fränkischen Magazin“ 1791 (Heft 1, S. 17): „Die kameralistisch-ökonomischen Einrichtungen, welche durch die großen Kenntnisse des jetztverstorbenen Fürsten vortrefflich sind, werden, durch das Beispiel seines Herrn Vaters belehret, von dem jetzt regierenden Fürsten größtenteils selbst angeordnet, weshalb auch die Untertanen mit zu den glücklichsten Bewohnern Deutschlands gehören. Wenn doch alle guten deutschen Fürsten diesem heilsamen Beispiel folgten und ihre eigenen Kammerpräsidenten wären!“ Zweifellos waren es kommerzielle Erwägungen, die die Herrschaften bewogen, ihre Domänen aufzugeben, um sie gegen eine jährliche Besteuerung an Untertanen zu verkaufen. Über solche Rentabilitätsberechnungen verfolgte Mayer seine Pläne. Die Frage des Eigentums war für ihn entscheidend. Ein Bauer ohne Eigentum kann keine fortschrittliche Landwirtschaft treiben. Der Begriff des juristischen Eigentums spielt dabei für ihn keine Rolle. Maßgebend ist die Einbeziehung in den Aufbau eines Staates, die ihm allein Sicherheit gibt, so daß das Erblehen, das auf einer gerechten Staatsführung gründet, sich genau so auswirkt, als wäre es volles Eigentum. „Die Untertanen im Amt Kupferzell besitzen ihre Güter als Erblehen-Zinsgüter eigen, die sie mit Vorbewußt und Genehmigung des Erbzinsherrn vererben und verkaufen wie sie selbst wollen [jederzeit können].“⁵⁵

Vor allem weist Mayer immer darauf hin, daß verpachtete oder in eigener Verwaltung der Herrschaft stehende Domänen sich nie rentieren. Bei allen Berechnungen hieß es „Null von Null geht auf“.⁵⁶ Er macht Vorschläge, die herrschaftlichen Güter zu verkaufen, mehrere Höfe daraus zu machen und auf jedes

Grundstück eine jährliche Abgabe an die Herrschaft zu legen. Solche Erbzinsgüter zu haben, achtete der Bauer genau so, als hätte er sie in eigentümlichem Besitz. Die Bauern bezahlten außer ihrem jährlichen Kanon einen jeweiligen Kauf- und Sterbehandlohn, der ungefähr 5% der Schätzung betrug. An diese Regelung waren die Bauern so gewohnt, daß, als ein Graf Schulenburg im Lüneburgischen Pfarrer Mayer beauftragte, zwei junge, erfahrene Bauern dorthin zu schicken, dies an den dortigen anderen Eigentumsverhältnissen bzw. Verleihungsverhältnissen von Gütern scheiterte.

Mayer machte der Grundherrschaft Vorschläge, die landwirtschaftlich genutzte Fläche zu vergrößern. Er schlug folgende Maßnahmen vor:

1. Die herrschaftlichen Domänen unter den schon geschilderten Bestimmungen aufzuteilen.

2. Große Bauernhöfe zu verkleinern. Als Hofeinheit schlug Mayer vor: 21 Morgen Acker, 9 Morgen Wiesen, 1 Morgen Garten, 1 Morgen Wald. Schon 1732 wurde der herrschaftliche Hof bei Friedrichsruhe in ähnlichen Verhältnissen an Bauern aufgeteilt. In zahlreichen Berechnungen weist er die Rentabilität nach.

3. Durch die Austrocknung der zahlreichen großen Seen. Mayer erhielt von dem Fürsten von Hohenlohe-Schillingsfürst den Auftrag, zu berechnen, welcher Gewinn sich bei der Trockenlegung der Seen ergäbe, die bei Schafhof, Hohebuch und Goldbach liegen. Nachdem die Berechnungen günstig ausgefallen waren, wurde der Goldbacher Hof an den Syndikus Jäger verkauft; aus dem Hohebucher Gelände wurden 3 Bauernhöfe gemacht und der Schafhof als Ganzes verkauft. „Alle diese Güter wurden mit Zehenden, Schätzung, Steuer, Canon, mit Sterb- und Kauf-Handlohn so hoch belegt, daß sie damit mehr zahlen, als man ehemals aus ihnen erhielt, und die große Kaufsumme blieb zu freier Disposition übrig.“⁵⁷

Hohenlohe-Ingelfingen und Hohenlohe-Langenburg machten sich diese Vorschläge auch zu eigen und verkauften größtenteils ihre Kameralgüter.

4. Durch Neubesiedlung der verödeten Markungen solcher Siedlungen, die im Dreißigjährigen Krieg zerstört worden waren. Mayer druckte die Verordnung des Fürsten Ludwig Friedrich Carl von Hohenlohe-Öhringen vom 17. Oktober 1774 über die Besiedlung der öden Weiler ab. Den Neusiedlern werden größere Freiheiten als anderswo gewährt, außerdem erhalten sie zum Aufbau ihrer Häuser Holz und andere staatliche Hilfen.⁵⁸

Das gute Verhältnis der Landesherrschaft zu den Bauern trat besonders in Mißjahren hervor, so 1770/71, wo überall Mißwachs herrschte. In diesem Jahre wurde von den herrschaftlichen Speichern an die Bauern so viel Getreide ausgegeben, daß es möglich war, „zwei Jahre lang beinahe das ganze Volk des Landes zu speisen“.⁵⁹

Zum Verhältnis Obrigkeit — Bauer meint Mayer: „Solange Herrschaften mit ihren Untertanen nur mit Worten spielen, ... sie aber in Taten nicht dartun, nicht beweisen, [dann werden] alle weiteren Vorschläge ... von niemand mehr befolgt.“ „... Ein bisgen Güte, Licht angezündet und es ihm nach und nach vorgehalten, nicht übereilt, richtet alles bei ihm [dem Bauern] aus, geht einer, so gehen sie alle, steht aber der Erste, wo werden die Hintern fortschreiten?“⁶⁰ Eine Gewaltanwendung in Form von obrigkeitlichen Befehlen ist in der Landwirtschaft nicht angebracht und wird als wirkungslos abgelehnt. „Gewiß, wo man irgendwo Gewalt brauchen wollte ... so würde man harten Widerstand finden, und doch würde die Gewalt nicht zulangen, die Landleute würden Gewalt, List und Trug und Geld anwenden, es zu hintertreiben.“⁶¹

Die bäuerliche Rechtslage hatte sich seit dem Mittelalter wenig verändert. Das örtliche Gewohnheitsrecht behielt noch bis ins 18. Jahrhundert herein in Hohenlohe seine Gültigkeit. Bei den Renovaturen (Erneuerung aller herrschaftlichen Rechte in einer Gemeinde) wurden die örtlichen Besonderheiten berücksichtigt und die Dorfordnung ercheint als rechtsverbindlich neben den herrschaftlichen Verordnungen, den Gülten und den Schatzungen. Erneuerungen solcher Ordnungen sind bis zum Ende des 18. Jahrhunderts durchaus keine Seltenheit. Auch die letzte Vereinheitlichung aller im Laufe der Jahrhunderte ausgegebenen herrschaftlichen Rechtsordnungen in der Schaffung des „Hohenloheschen Allgemeinen Landrechtes“ 1738⁶² vermochte wohl die Rechtsprechung zu vereinheitlichen, nicht aber die einzelnen Dorfrechte, die fest in „Sitte und Brauch“ verwurzelt waren, zu beseitigen.

Mayer versuchte ein wirkliches Eigentum im Sinne eines freien Verfügungsrechtes dem Bauern zu erkämpfen. Er stellte die finanziellen Ergebnisse in den Vordergrund und kam damit der schwierigen Finanzlage der Grundherrschaft entgegen. Er befürwortete, im Gegensatz zu dem festgefügtten alten bäuerlichen Hofbesitz, die Vermehrung der „walzenden Stücke“, also solcher, über die der Bauer frei verfügen kann. Ihre Begriffsbestimmung gibt er: „solche, die verkauft werden können, walzend, weil sie, wo sie auch zu anderen Gütern jemals gekauft und mit ihnen verbunden worden sind, allemahl ohne vorher erhaltene Erlaubnis von ihnen wieder getrennt und weggewälzt werden dürfen.“⁶³ Bei der Vermehrung solcher Güter könne die Herrschaft durch Handlohn und Sterbfall viel mehr Steuer erheben, als dies bei dem festgefügtten bäuerlichen Hofbesitz möglich ist.

Die Belastung des bäuerlichen Besitzes durch Abgaben an die Grundherrschaft war im Laufe der Jahrhunderte nicht geringer geworden. Versuche der Regierungen, im Eigeninteresse die Vielzahl der Abgaben zu vereinheitlichen, hatten keinen durchschlagenden Erfolg. Die Erträge aus Grund und Boden, also aus der Landwirtschaft, waren die Grundlagen der Finanzwirtschaft Hohenlohes, so mußten die Bauern allezeit hoch besteuert werden. Doch wurde die Substanz nicht angegriffen, denn diese zu erhalten lag ja im eigenen Interesse des Staates. Belastet war der Bauer:

1. Mit dem großen Zehnten, der auch im 18. Jahrhundert noch immer in natura gegeben wurde. Er war durch Kauf und Verkauf, durch Schenkung und Verleihung und nicht zuletzt infolge der Reformation schon lange keine kirchliche Angelegenheit mehr. Ein herrschaftlich vereidigter Zehntsammler zog ihn ein, die Bauern gaben ihn willig, es war ja eine Abgabe, die schon im Alten Testament gefordert wurde. Genommen wurde er vom Getreide, vom Dinkel, von der gemischten Frucht und vom Haber, er richtete sich nach dem Ertrag des Feldes. Wurde die Landwirtschaft verbessert, so daß höhere Erträge erzielt werden konnten, so hatte auch die Herrschaft ihren Vorteil daran. Berechnungen über die Abgabe des Zehnten machte man in der letzten Zeit in Beltersrot.⁶⁴

2. Den kleinen Zehnten, der von Erbsen, Linsen, Kraut, Hanf, Flachs, Rüben gegeben wurde, verwendete man zur Pfarrbesoldung oder er war ein Teil des Lehrergehaltes.

3. Der Heuzehnte wurde von der Herrschaft eingezogen.

4. Der Weinzehnte war eine Angelegenheit der Herrschaft. In Hohenlohe wurde häufig der 7. Eimer gegeben, dafür mußte aber auch die Herrschaft die Kelter bauen und unterhalten.

5. Der Neugereuthzehnte war durchweg eine Sache des Grundherrn; er hatte das Recht, neuangelegte Ackerstücke zu besteuern.

6. Die Gült. Ihre Entstehung mag ein Beispiel veranschaulichen. 1391 übergibt Ulrich von Hohenlohe dem Kloster Goldbach einen Weinberg bei Übrighausen. Der Entfernung wegen können ihn die Mönche nicht selbst bauen, sie geben ihn deshalb an einen in der Nähe wohnenden Bürger, der bekennt, daß er für die Überlassung dieses Weinberges jährlich 6 Gulden bezahlen wolle. So entstand eine Gült, die „ewiglich“ auf diesem Grundstücke ruhen sollte. Auch bei Verkauf, Tausch und Schenkung behielt diese Abmachung ihre Gültigkeit; der neue Besitzer mußte immer den Vertrag einhalten. Auch mehrere Gülten konnten von ein und demselben Stück gegeben werden. Da nun der gesamte Grundbesitz in Hohenlohe von einer Grundherrschaft ausgegeben wurde, ruhte auf jedem Stück eine besondere Gülte in Form einer Geld- oder Naturalgabe (Hühner, Eier, Wachs, je nach Abmachung). Nur durch Ablösung konnte man sich von einer Gülte befreien lassen. Die Gülten wurden in Form einer Liste in ein Gültbuch eingetragen und wurden zu bestimmten Zeiten eingezogen.

7. Die Schätzung war die eigentliche Landessteuer. Sie wurde als Geldabgabe erhoben. Der Gesamtbesitz des einzelnen wird geschätzt, die Schätzung war wesentlich niedriger als der Verkaufswert. Mayer berechnet 300 Gulden Verkaufswert, die 90 Gulden Schätzungswert ergeben. Von 100 Gulden Schätzung mußte jährlich 1 Gulden bezahlt werden.

Die Einschätzung wurde von den Bauern im Beisein der Schultheißen vorgenommen. Die „walzenden“ Güter wurden besonders eingeschätzt und lagen in ihrem Werte höher. Auch hier konnte Mayer auf den Vorteil hinweisen, den die Herrschaft durch die Errichtung derselben hatte.

8. Das Erbzinslehen erhält dadurch einen besonderen Nachdruck, daß beim Tode des Lehensträgers der Erbe den Sterbehandlohn entrichten mußte, der im allgemeinen zu 5% der Schätzung angesetzt war. Der Schätzungswert wurde um ein Drittel erhöht und dann mit dem 5. Teil berechnet (Beispiele Mayer).⁶⁵

9. Beim Verkauf mußte die gleiche Abgabe als Handlohn der Herrschaft entrichtet werden.

10. Gehen Vermögenswerte in Form von Erbschaften, Heiratsgut oder auch Kaufsumme nach auswärts, so war eine Nachsteuer zu entrichten, die 5% betrug.

11. Die Schätzung war auch die Grundlage für Sondersteuern anlässlich von Abgaben ans Reich infolge Verschuldung durch Kriege, durch Sonderaufgaben; sie mußte von der Herrschaft an das Reich entrichtet werden und wurde als Landsteuer bezeichnet. Es war dies eine „unbeständige“ Steuer; zu derselben gehörten auch die „Fräuleinsgelder“, die anlässlich einer Hochzeit von Prinzessinnen diesen als Aussteuer gegeben wurden.

12. Das Umgeld war eine Abgabe aus dem Verkauf von Wein, die sowohl vom Wirt als auch beim freien Verkauf vom Weingärtner entrichtet werden mußte.

Infolge des geringen Umfangs des Gebietes machten die Untertanen häufig Gebrauch von der Möglichkeit, Steuernachlaß zu erlangen (siehe Repertorium Kirchberg, Hohenlohisches Archiv Neuenstein).

Am schwersten lasteten auf dem Bauern die **Frohnen**. Mayer beschreibt sie: „Frohndienste sind diejenigen Arbeiten, welche der Untertan mit Hand, Fuß und Vieh seinem Herrn und nach dessen willkürlichen Befehlen auf seinen unmittelbaren Nutzen da und dort auf seinen Feldgütern zu leisten gehalten ist und sie gemessen oder ungemessen tun muß.“⁶⁶

Es liegt auf der Hand, daß bei solchen gezwungenen Arbeitsleistungen wenig herauskam, „die auf den herrschaftlichen Feldern verwendete Arbeitskraft entzieht er [der Bauer] den eigenen Gütern; seine Felder leiden . . . er rächt sich, wo

er konnte, und so wie ihm sein Herr schadete, so schadet er ihm wieder, mithin tragen die Güter des einen wie des andern nichts ein, Arbeit und Aufwand war auf beiden Seiten verloren“.⁶⁷

In Hohenlohe sah die Herrschaft schon sehr frühe die Unhaltbarkeit dieser Zustände ein, „man reduzierte die ungemessenen in gemessene Frohnen, dafür bezahlte der Untertan eine jährliche Abfindung“.

Noch ganz im Sinne des Mittelalters, also in der Form eines ständischen Eigenlebens, bewegte sich das bäuerliche Leben im 18. Jahrhundert. Die Grundlage war ein gemeinsames Schicksal, eine gemeinsame Aufgabe, ein Verwurzelteisein in Sitte und Brauch. Es unterschied sich von dem mehr individuellen Leben der Stadt merklich. Der Bauer hatte seine eigenen Feste, sowohl nach dem Jahreslauf als auch nach familiären Ereignissen.⁶⁸ Eine Spaltung zwischen Bürgern und Bauern bestand aber nicht. Die Handwerker waren auf dem Lande noch verhältnismäßig selten anzutreffen, nur solche, die mit der bäuerlichen Wirtschaft eng verbunden waren, übten hier ihren Beruf aus (Schmied, Wagner, Schneider, Schuster). Die Märkte in den Städten, die handwerkliche Arbeit auf dem Lande sorgten für den notwendigen Austausch. Geldaufnahmen der Bürger bei den wohlhabenden Bauern wurden immer häufiger. Die Bauernmädchen heirateten in die Städte, ihre Partner waren Handwerker, Bedienstete, Geistliche und Lehrer, dabei spielte, wie Mayer bemerkte, das Vermögen die wesentlichste Rolle und nicht die Neigung. Auch Beamte höherer Ordnung verschmähten Besuche auf dem Lande und die damit zusammenhängenden bäuerlichen Vesper nicht. Der Pfarrer Mayer geißelt solche Besuche bei Bauern seiner Gemeinde. Im Gegenbesuch lernten die Bauern den Luxus kennen, und vor allem das Kaffeetrinken, das lenkt den Landmann von seiner eigentlichen Aufgabe ab und stürzt ihn in unnötige Ausgaben. Mayer stellt darüber Berechnungen an: „ich leugne es nicht, daß der Luxus unter den Landleuten sehr eingerissen sei . . . daß der Bauer nun Kaffee trinket und dagegen den Branntwein seiner Väter aufgibt, Toback wie vormals der Stutzer schnupfet, sich nicht mehr in die Wolle seiner eigenen Schafe durch die Hand seines Weibes kleidet, sondern ein fremdes Tuch dazu einkauft . . . sich schämt um Pfennige zu knausern . . . so sehe ich doch, daß sein Wohlstand dabei nicht nur nicht welket, sondern immer noch weiter aufblüht; es ist nun einmal so und nicht anderst, daß der Luxus den Landmann wie den Bürger . . . aufeifert . . . ein Bauer, der vor 30 Jahren seiner Tochter 500 Gulden zu geben vermochte, konnte sie auf den größten Hof des Landes verheiraten, heutigentags reichen kaum 1000 bis 1500 Gulden dazu. Ich weiß viele Bauern, die ihren Kindern zur Heirat 2000 bis 3000 Gulden auszahlen.“⁶⁹ Im geistigen Leben des Bauern spielt Sitte und Brauch eine wesentliche Rolle. Mayer betrachtete dies im Sinne der Aufklärung als Rückständigkeit und Aberglauben. Dagegen kämpft nun Mayer vergeblich. Er schrieb sogar, um recht wirksam zu sein, in erzählender Form eine Belehrungsschrift: „Lebenslauf Hans Pop des Kalenderbauern.“⁷⁰ Mit diesem Begriff „Kalenderbauer“ geißelte er den Landwirt, der nicht mit dem Verstand, sondern nur nach Wetter- und Bauernregeln arbeiten wollte. Als Mayer als Herausgeber des hohenloheschen Bauernkalenders⁷¹ versuchte, die „albernen Wetteranzeigen, die torheitsvollen Aderlaßtafeln“ wegzulassen, passierte es ihm, daß die Bauern mehrerer Gemeinden ihm den Kalender zusammengebunden vors Haus brachten und ihm diese Packen vor die Füße warfen. Hier zeigte sich das Gewordene stärker, als der Geist des Reformators.

In seiner Arbeit war der Bauer im 18. Jahrhundert noch so vielseitig als ehemals. Dies ist bedingt durch natürliche Voraussetzungen, die zu allen Zeiten

die gleichen sind, „man säet, bauet und erntet . . . Roggen, Dinkel oder Spelzen, welcher auch Fesen heißet, Gerste, Haber, Erbsen, Linsen, Wicken, Hanf, Flachs, nun auch Reps (1792), Hirse, Kartoffeln, Kopfkraut, Kohl allerlei Art, weiße Rüben, Kohlrüben, Karfiol (Blumenkohl), Spargeln, rote Rüben, Wörsching, alle bekannten Gartengemüse, Klee von allen drei Arten: den dreiblättrigen, den Ersparsette und den Luzernenklee. Ich habe die aufs Beste ausgefallenen Versuche mit Krapp, Saubohnen, mit der nackenden Gerste, Reisergerste, Senft, Mohn, Taback, Mais oder Türkischem Korn, Weizen von verschiedenen Arten, mit allerlei Grasarten: Raygras, Honiggras, und noch mehrern andern gemacht.“⁷² Nicht nur die Natur hatte den Boden dazu geschickt gemacht, sondern die Bauern haben auch schon längst versucht, die Bodenart zu verbessern. Dies geschah in mehrfacher Weise:

1. Durch Mergeln; „das wahre und eigentümliche Gute des Mergels ist dies: die dem Felde abgehende Schwere ihm geben.“⁷³ Überall waren Mergelgruben angelegt, so eine auf dem Schafhof (Gemeinde Kupferzell), die Mayer genau beschreibt:⁷⁴ „Auf dem Felde breitet ein Knecht den Mergel aus, andere Knechte pflügen in sofort unter.“⁷⁵

2. Durch Halbözig. Anlässlich einer Beschreibung von Hall schildert Mayer, wie dies dort in der Saline als Abfall verkauft wird.⁷⁶

3. Durch Doranschlag; „dies ist das, so sich in den Gradirhäusern an die Dornen, über welche das Salzwasser laufet, nach und nach anhänget, ein gleichsam versteinerte Materie . . . besteht meist aus Gips und Kalk, dies zerstoßen und auf die Wiesen . . . auch auf den Klee aufgestreuet, dunget vortrefflich.“⁷⁶

Mayer nennt unter seinen Pfarrkindern besonders Simon Schnell in Kubach, der als erster das Mergeln seiner Güter durchgeführt hätte.

Viehzucht und Viehmastung im eigentlichen Sinne wurde in Hohenlohe nicht vor dem 18. Jahrhundert getrieben. Die zahlreichen Dorfordnungen, die vom 15. bis zum 17. Jahrhundert reichen, berichten übereinstimmend, wie der Hirte das gesamte Vieh alltäglich austrieb. Schlachtreife Tiere wurden von den Metzgern der Städte abgeholt oder der Bauer trieb sie auf die Viehmärkte seines Amtes und verkaufte sie dort.

Im 18. Jahrhundert tritt nun eine grundlegende Wendung ein. Die Brache, ein wesentlicher Teil der Weidewirtschaft, wird „angeblümel“, d. h. es werden dort Futterpflanzen, vor allem Klee angebaut, und zwar in allen drei Arten: Roter Klee, Ersparsette und Luzerne. Dies bewirkte eine wesentliche Vermehrung des Viehfutters, dazu kam eine Verbesserung der Wiesen durch Düngung, aus einmähigen wurden zwei- und dreimähdige, alle diese Umwandlungen geschahen aber nicht plötzlich, in langsamem Werden setzte sich das Neue durch. Auch Mayer ist nicht derjenige, der solche Neuheiten erfand, er hat sie nur weiterverbreitet und erprobt.

Im 18. Jahrhundert setzten in allen Agrarländern Reformbewegungen ein, einesteils als Versuche, andernteils als Programme, die im Sinne der Aufklärung in belehrender Form weiterverbreitet wurden. Hier fand Mayer sein Betätigungsfeld: „Ich preise mich glücklich, daß ich in einem Zeitalter lebe, wo unsere größten Männer ihre forschenden Blicke auch auf den ehin so niedrig geachteten Beruf des Landmannes werfen.“⁷⁷

Ganz neuartig war die Pflege der Wiesen und das „Anblümel“ der Brache mit Klee: „Gras, Heu, Krummet; die Wiesen, der Kleebau sind gewißlich der ganzen Landwirtschaft Grundlage . . . mit einem Wort, gute und hinlängliche Fütterungen machen das ganze Werk aus.“⁷⁸ Die Umwandlung des Hofes Hohe-

buch, der zwischen Seen und Sümpfen lag, war für Mayer das Vorbild einer Verbesserung der Bodengrundlage.⁷⁹ Die Umwandlung der Brache in Kleeäcker, die Schaffung weiterer Wiesen und die Verbesserung des Graswuchses auf denselben gab die Möglichkeit, mehr Viehfutter zu erzeugen, und dies war die Voraussetzung einer Mastviehhaltung, die wiederum den bäuerlichen Wohlstand Hohenlohes im 18. Jahrhundert begründete. Die neugewonnenen Flächen werden allmählich umgebrochen und mit verschiedenen Kleesorten besät, „ein Unternehmen von ganz ungemein großem Vorteil für den Feldbau“. Der Esparsettenklee wurde um 1730 von Pfarrer Wild in Dörrenzimmern eingeführt, „er blieb lange das Futter armer Leute, die ihn für ihre Geißen oder eine Kuh aussäten und nutzten. An die zwei andern Kleearten dachte vor 30 Jahren bei uns noch niemand . . . im Jahre 1756 besäte ich auf einmal einen halben Morgen Feld . . . es gedieh hervorragend und der Anbau fand Nachahmer.“⁸⁰

Als Mayer seine Lehrtätigkeit begann, war der Weg zur Viehmastung bereits beschritten. In ihm sieht er aber die Grundlage des eigentlichen Wohlstandes des Bauern: „Ihre Viehmastung und der daraus entstehende mächtige Rindviehhandel, welcher die eigentliche Grundlage des Wohlstandes der Bauern und unseres Landes überhaupt ist . . . den sie so geschickt treiben, erprobt den Bauern.“⁸¹ „Alles Vieh erhält im Stall seine Fütterung. Angestellte Rinder kommen in ihrem Leben nicht eher aus dem Stall, als bis sie verkauft und abgeführt werden, auch sogar die Tränke erhält vieles Vieh im Stall.“⁸²

Der Stall, unmittelbar unter der Wohnung eingerichtet, wird sorgfältig gepflegt. „Die Reinlichkeit in ihren Ställen ist so groß, als sie in ihren Kammern und Stuben öfters nicht sein wird . . . die Tröge werden bei jeder Fütterung auf das Reinste gefegt . . . dem Vieh wird morgens und abends fleißig gestreut. Der Striegel und die Bürste werden alle Tag zwei- bis dreimal gebraucht, um das Vieh von Staub und allem Unrat beständig zu befreien . . . der Bauer würde eher selbst in der Unordnung zu Tische gehen, ehe er in der Unordnung seine Ställe besorgte und das Vieh fütterte.“⁸³

Nicht jedes Vieh eignete sich zur Aufzucht. Schlechte Kälber wurden sofort an den Metzger verkauft. Mayer fertigt eine Preistabelle.⁸⁴ Bestimmte Formen und Farben beim Rind werden bevorzugt.⁸⁵ Das Gewicht wird geschätzt, dies muß gelernt werden und ist eine Sache der Erfahrung. „Sobald der Knabe aus der Schule entlassen ist, nimmt ihn der Vater zu allen seinen Arbeiten und Geschäften, er kaufe oder verkaufe . . . er zeigt ihm das, was an seinem eigenen Vieh gut oder schön ist . . . bringt er seine Ochsen zu den andern [beim Verkauf] ins Wirtshaus, wo der Metzger 20, 30, 40 . . . auf einmal miteinander in Empfang nimmt, so geht der Bauer mit seinem Knaben von einem Paar Ochsen zum andern, er zeigt ihm . . ., was musterhaft, schön, gut oder schlecht ist, wieviel der, wieviel jener Gewicht hat . . .“⁸⁶ Das Vieh wird von Metzgern aufgekauft und in geschlossenen Rudeln auf die Großmärkte getrieben. Mayer schildert eine solche Herde auf der Straße von Kupferzell nach Grünbühl: „Ein her rauschender Lärm rief meine Gedanken zu sich . . . eine Herde Ochsen kam auf mich zu, es waren Mastochsen; ich ließ die Chaise etwas auf die Seite auslenken, stille halten und so mußten sie alle an mir vorbeigehen. Ein Fleischhauer . . . trat an meine Chaise und sagte: Ich könnte wohl, ohne etwas befürchten zu dürfen, langsam neben weg fahren, wäre es mir aber nicht zuwider zu halten, so geschehe ihm und allen den Ochsentreibern ein wahrer Gefallen, und ich könnte doch vielleicht einige Ochsen zu sehen bekommen, die des Anschauens wert wären.“⁸⁷ Es folgt nun ein Wechselgespräch zwischen dem Beschauer und dem Fleischhauer; man

erfährt daraus, daß diese Ochsen aus der Kupferzeller und Gaißbacher Ebene, aus dem Hällischen, aus dem hohenloheschen Amt Schrozberg, aus dem Langenburgischen, Kirchbergischen, Bartensteinischen und Ansbachischen stammten. Es waren zusammen 193 Stück, er erwarte noch einmal 30 aus der Gegend von Neuenstein. Unternehmer dieses Triebes waren vier Gesellschaften, drei aus Kupferzell und eine aus Cünzelsau. Die Ochsen kommen nach Straßburg und Paris, nach Frankfurt, Heidelberg, Worms, Speier, Mainz. Jährlich sollen zwischen 10 000 und 15 000 Stück aus dem Hohenloheschen weggetrieben werden. Immer wieder scheint es uns ein Problem, wie diese Ochsen ohne großen Gewichtsverluste diese langen Strecken zurücklegen konnten. Der Fleischhauer gibt die Antwort: „Ein Ochse, der nicht recht gut ausgemästet ist und nicht festes Fleisch hat, taugt freilich zu so einer weiten Reise nicht.“ Man mache „die Tagesreisen kurz . . . vier, fünf Stunden des Tags zu treiben, sei weit genug, dann bekomme er gutes Heu oder Krummet, auch wenn es über Straßburg weg sei, Haber genug“.⁸⁸ die Ergebnisse dieser Ausfuhr stellt Mayer zusammen:

Was vom 1780- bis 1781sten Jahr an fetten Ochsen zu Kupferzell und Cünzelsau nach Straßburg, Paris und Mannheim geschickt worden,⁸⁹ von

	Ochsen	Gulden	Kreuzer
Herrn Friedrich Weißmüller zu Kupferzell mit seinem Consorten Herrn Benzinger aus Mannheim	2 510	234 081	15
Herrn Friedrich Burkhardt zu Kupferzell mit seinem Consorten Lorenz Diez	1 192	97 266	34
Herrn Johann Conrad Ziegler von Kupferzell mit seinen Consorten	1 016	93 211	6
Herrn Georg Michel Leicht und Christian Krämer von Cünzelsau und Georg Hofmann von Kupferzell	3 201	285 114	52
Herrn Adam Heinrich Krämer und Georg Mayer von Cünzelsau	961	76 660	39
Herrn Ludwig Reinhardt und Christoph Hopfinger von Cünzelsau	241	18 263	53
Herrn Georg Mayer von Cünzelsau	71	5 254	22
Herrn Georg Heinrich Roll von Cünzelsau . . .	809	59 323	52
Herrn Samuel Leicht von Cünzelsau	377	27 644	42
Summa	10 378	896 821	15

In den tief eingeschnittenen Tälern des Muschelkalkes, dem des Kochers, der Tauber und der Jagst, wuchs schon im hohen Mittelalter ein guter Wein. Urkunden dieser Zeit berichten davon (Stiftungsbrief Öhringen 1037). Die Herrschaft förderte den Weinbau.⁹⁰ Die Weingärtner selbst gingen daran, ihre Weingärten zu verbessern. Der Chirurg Christian Friedrich Bauer aus Cünzelsau war der erste, der seine Weinberge modernisierte, ihm folgte Christoph Straub, Bürger und Küfer. Mayer berichtet über ihre Erfolge.⁹¹ Die Weinausfuhr war beträchtlich, „denn Hohenlohe hat einen solchen reichen Weinwachs, daß es den jährlichen Ertrag seiner guten Weinberge bei weitem nicht selbst bedarf, die Berge um Öhringen und Pfdelbach . . ., zu Michelbach, im ganzen Steinbacher Tal, im Amt Adolzfurt, im Amt Waldenburg, im ganzen Kochertal . ., an der

Jagst . . . , der weinreiche Vorbachgrund . . . , im Taubergrund . . . , fast alle diese Weine haben eine so große Güte, daß sie gut bezahlt und weit und breit hin verführt werden“.⁹² Der Wert der Ausfuhr betrug etwa 75 000 Gulden jährlich. Ausgeführt wurde nach Ansbach, Eichstätt, Schwaben und Bayern. Aber nicht aller Wein war gut. Solcher aus schlechten Lagen, und das war der auf der Ebene, konnte nicht ausgeführt werden, er ergab nur einen teuer erworbenen Haus-trunk. Mayer kritisiert, daß die Alten in ihrem Eifer bemüht waren, überall Weingärten anzulegen. Im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts konnte er aber feststellen, „daß man überall anfängt, die Unschicklichkeit und das Schädliche dieses einzusehen, die Stöcke auszugraben“, denn dieser saure Wein „bringt kein Geld ein, wird im Land als ein unnütziges Getränk ausgesoffen, verderbt Viele an Vermögen und Gesundheit.“⁹³ Bis 1700 war der Weinbau im Zunehmen be-griffen, von der Mitte des 18. Jahrhunderts ab setzte eine rückläufige Bewegung ein. Dafür wurde in verstärktem Maße Obst angebaut: „Unsere Mostbirn, jetzt auch die englischen Cyderäpfel . . . , die den besten Most geben, der dem Wein-most fast gleich kommt, ersetzen uns [den Wein].“⁹⁴ Man holte in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Wildlinge (Wildobst kommt schon in den Dorf-ordnungen des 16. Jahrhunderts vor) oder Weißdornstecklinge aus dem Wald. Die Wildlinge werden umgepfropft. Mayer gibt dazu Anleitungen.⁹⁵ „In keinem Land sind wohl mehr ausgewachsene wilde Bäume bepfropft worden als in [Kupferzell] und etlichen Stunden im Umkreis . . . mein Garten von wenigstens 5 bis 6 Morgen, den ich aus einer Wiese zu einem Baumgarten umschuf . . . , bot mir dazu alle Gelegenheiten, ich . . . machte da Versuche, deren viele fehl schlugen.“⁹⁶ Der Obstbau entwickelte sich zusehends, es bildeten sich sehr früh Lokalsorten heraus. „Unsere Mostbirnen werden schwerlich sonstwo bekannt sein. Sie sind bei uns seit wenigen Jahren aus Kernen gezogen . . . Man heißt sie Steinbacher [Untersteinbach] und Maßholderbacher Mostbirnen.“ Die Reiser wurden von diesen Orten aus über die ganze Hohenloher Ebene verbreitet, „sie sind ganz Most . . . nichts beim Mosten bleibt an ihr zurück als die Schale oder Schelfe und die Kerne. So gar und durchaus ist sie Most. Keine fällt, oder, wie man bei uns sagt, reihret ab, sie bleiben alle bis tief in den Herbst hinein am Baume. Die Blätter fallen ab, sie bleiben hängen, bis man sie abschüttelt, und dann sind sie zum Mosten erst recht gut und vortrefflich . . . Dieser Most ist das Getränk des Bauern bei seinen Arbeiten, er bekommt ihm wohl.“⁹⁷ „Ein mancher Baum trägt 10 bis 20 Eimer Most [hohenloher Maß, der Eimer zu 24 Maß gerechnet].“⁹⁸ Zerquetscht werden diese Birnen im „Wergeltrog“. Mayer gibt eine Abbildung,⁹⁹ in Döttingen ist heute noch ein Wergeltrog erhalten, der unter Denkmalschutz steht. Der Hohenloher Obstmost hat seinen guten Ruf bis zu Beginn des zweiten Welt-krieges behalten. Bis zu diesem Zeitpunkt haben die Bauern vom Ellwanger Gebiet, von Mittelfranken und vom Ries alljährlich Obst und Most aus Hohenlohe geholt. Diese Ausfuhr hat in den letzten Jahren bedeutend nachgelassen, der Weinbau selbst ist wieder im Zunehmen.

Das Wirken Mayers

Mayer war Sohn einer bäuerlichen Familie, er kannte die Verwurzelung des Bauern im Althergebrachten. Von seinen Eltern berichtet er, daß sie „einen merkwürdigen Hang zum Aberglauben hatten und das Wunderbare liebten“.

Diese Geisteshaltung nahm er bei allen Bauern seiner Zeit an. Er selbst war ergriffen von der Macht der Aufklärung und glaubte an den Erfolg einer solchen,

durch die allmählich alle Finsternis auf Erden verschwinden müsse. Seine Begabung und seine früheren Erfahrungen sagten ihm aber, daß der Weg der Vermittlung kein gerader sei, sondern daß nur eine allerdings konsequent durchgeführte Methode, die sich oftmals sogar im Gegensätzlichen bewegen müsse, zum Ziele führen könne. Aus der Schulmethode seiner Zeit kannte er die Macht des Beispiels, als ein Mittel, den Gegner zu überzeugen. „Daß das Beispiel öfters besser unterrichtet als alle Lehren im mündlichen Unterricht, wird so leicht niemand zu leugnen begehren. Ich sage noch mehr: Beispiele tun bei den Land-leuten im Unterricht . . . beinahe alles allein, und fast aller wörtlicher Unterricht versaget bei ihnen durchaus.“¹⁰⁰ „Beispiele sind zum Unterricht für den Landmann, wie ich schon öfters gesagt habe, wie es auch die Erfahrung schon sattsam erwiesen und erprobt hat, allemal besser, schicklicher, lehrreicher und reizender als alle wörtlichen Lehren.“¹⁰¹ In diesem Sage steht ein Wort, das inzwischen seine damalige Bedeutung verloren hat: „reizend“. Mayer will damit das Aufreizende, das Anregende bezeichnen wissen. Beispiele müssen also so sein, daß sie nicht nur überzeugen, sondern auch zur Nachahmung reizen. Wenn der Bauer soweit angespornt, „gereuzt“ ist, etwas zu tun, so kann er sich nur für das Gute und Vorteilhafte entscheiden, auch wenn er zunächst einen anderen Weg gehen möchte: „Es ist eine sehr gute Maxime, einen zu der Überzeugung von der Schädlichkeit einer Sache zu bringen, wann man ihn derselben überläßt und er so ihre verderbliche Wirkung empfindet und durch Schaden selbst klug wird . . . Lehren und Wahrheiten, die sich so eindrücken, löscht die Zukunft nimmermehr aus.“¹⁰² Noch deutlicher wird Mayer in einem anderen Bekenntnis: „Als ich mich . . . über einem Unbegreiflichen verwunderte, daß weder Lehren noch Beispiele anschlagen und die Landleute in vielen Ländern weder bei jenen noch



Flurkarte von Kupferzell, dem Wirkungsort Mayers. Die Rehbacher Seen sind bereits zu Wiesenland umgewandelt. (Photo: Wrede, Adolzfurt)

diesen von ihrer alten, nichts tauglichen Landwirtschaftsart abgehen und eine bessere, die neue, nicht annehmen wollen, so sann ich darauf, ihnen nicht nur ein . . . ganz lehrreiches, sondern auch ein aufeiferndes, reizendes und anspornendes [Beispiel] zugleich [zu geben].“ Mayer meinte dies im Hinblick auf die Entwicklung des Dorfes Kupferzell.¹⁰³ Das einfache Beispiel genügt also nicht, noch das in Worte gekleidete Beispiel, welches die Schule der Aufklärung reich benötigte und das auch Mayer hin und wieder anwendete. Nur das „reizende“ Beispiel überzeugt: „Der Bauer hält selten, gar selten etwas aufs lesen, sehen will er.“ Überzeugt wird er, „wann das Mastvieh neben ihm vorbeigeht . . . da siehe!! und wann unsere Viehhändler Millionen heimtragen . . . da siehe!“¹⁰⁴

Auch der Gebildete, der mit der bäuerlichen Schicht in Berührung kommt, muß belehrt werden. Die Methoden, die man ihm gegenüber anwenden muß, sind einfacher, aber ebenso wichtig. Zunächst muß man dem Gebildeten, der aus einer mangelnden Begabung heraus auf den Bauern einwirken will, entgegen treten. Gerade das Jahrhundert Mayers trat mit vielen Lehren an den Bauern heran: „Kaum ist noch ein Stück in der Landwirtschaft übrig, in dem sie einander nicht widersprechen, der eine glaubt dies, der andere das, widerspricht der dem in diesem, so widerlegt der den andern in jenem.“¹⁰⁵ — „Was soll aber der arme Ackersmann legtens noch denken? Soll er nicht, um sich des Widerspruchs, der ihn nur irre macht und aufhält, alles, Gutes und Böses, miteinander verwerfen und wieder so arbeiten, wie seine Väter vormals arbeiteten und gleichwohl bestanden?“¹⁰⁶ Vor allem aber müssen die Belehrungen von einer ernsthaften Gesinnung getragen werden. „Es ist Mode, Tändeleien im Kleinen zu treiben und sie im Großen zu empfehlen“; mit solcher Gesinnung hat man dem Bauern gegenüber keinen Erfolg.

Mayer dagegen fühlt sich aus einer religiösen Verpflichtung heraus berufen, dem Bauern zu helfen. Seine Aufgabe sah er in der „Einsicht, daß wir durch unsere Arbeit aus der Natur nach der weisen Einrichtung Gottes das erhalten können und müssen, was wir suchen . . ., daß durch Pflügen, Düngen, Säen, durch Mitwirkung der von Gott eingerichteten Witterung und den dem Acker inliegenden Kräften eine gute Ernte folgen und kommen müsse und könne.“¹⁰⁷ „Der Mensch ist zu nichts mehr geneigt, als sein Glück ohne seine Arbeit, ohne eigene Mühe von Gott zu erwarten und die Ursache seines Unglücks in Gott zu suchen, damit sucht er ohne Arbeit und Sorge durchs Gebet allein seinen Wohlstand von Gott [zu erhalten].“¹⁰⁸ Pfarrer Mayer sieht seine Tätigkeit im Dienste der Landwirtschaft als einen Teil seines Amtes an: „Daher vom Eintritt in mein Amt bis jetzt predige ich meinen Zuhörern einen Himmel, in den sie schon hier von Gott eingeführt wären, in dem sie stufenweise höher aufsteigen sollten.“¹⁰⁹ Da nun Gott sich schon auf dieser Welt offenbart, muß er als Geistlicher für das Wohl seiner Gemeinde eintreten, und so wird er ein Reformator der gesamten politischen und wirtschaftlichen Zustände seiner Zeit.

Er beginnt die Lasten, die von Staats wegen auf der bäuerlichen Existenz ruhen, zu untersuchen und Ratschläge zu geben, sie zu vermindern.

Bei der Obrigkeit hatte er seiner Verdienste wegen ein williges Ohr. Die drückendsten Lasten, die Frohnen, wurden weitgehend abgeschafft, eine Vereinheitlichung der Steuern angestrebt. Hier konnte erst bei der Ablösung in der Mitte des nächsten Jahrhunderts eine grundlegende Änderung erfolgen. Mayer hat schon Vorschläge gemacht, die Kauf- und Sterbehändlöhne auf einen Durchschnitt von 25 Jahren zu berechnen und daraus dann eine jährliche Steuer zu erheben. Auch auf die Mißstände beim Zehnteinsammeln wies er hin: „daß es für

einen Zehntherrn und die Bauern des Zehntfeldes sehr gut wäre, wenn die Feldzehnten in gewisse Abgaben an Früchten oder Geld verwandelt oder so bezahlt und eingezogen würden“, ist klar. Er machte der Grundherrschaft Vorschläge, eine Versicherung einzurichten, die den Bauern bei unverschuldeten Mißfällen entschädigen sollte: „daß die Errichtung einer Vieh-Assecuranz einem Lande fast ebenso angemessen und vorteilhaft sein müsse als eine Feuer-Assecuranz, ist eine, nach allem betrachtet, ganz unleugbare Sache.“¹¹⁰ Den Aufbau dachte er sich in ganz modernem Sinne so, daß die Oberaufsicht bei der Regierung liegen solle, eine gewählte Kommission, darunter ein Tierarzt, das geschäftsführende Organ sein solle. Zunächst sollte das Vieh der Untertanen listenmäßig erfaßt werden (Pferde, Rinder, Schweine, Schafe). Die Versicherung war durchaus freiwillig. Bei Verlust von einem Stück Vieh sollte dann der Bauer eine entsprechende Entschädigung erhalten.

Auch eine Unwetterversicherung dachte er sich ähnlich.

Mayer war Anhänger einer großzügigen Feldbereinigung. Er griff diesen Gedanken immer wieder auf, dessen Vorteile sich erst in unseren Tagen auszuwirken beginnen. Die Hof- bzw. Weilersiedlung schien ihm die für eine Landwirtschaft günstigste zu sein. „Alle Länder, wo nur große Dorfschaften . . . sind allzumal schlecht gebaut und übel beraten, und alle Länder, die mit kleinen Weilern und einzelnen Höfen durchsät sind, sind allemal am besten gebaut und aufs beste benützt. Man sehe doch auf die Karte von Hohenlohe, betrachte den Strich Landes von Kupferzell bis Öhringen . . . der ganze Fleck ist wie ein Garten mit wenigen Dorfschaften, aber . . . mit einzelnen Höfen und mit Weilern besetzt.“ Für diese Orte hat der Bauer einen ungemeinen Vorteil, „seine Güter nahe und nicht ferne zu haben, alles wird auf ihnen von ihm besser, leichter und gedeihlicher getan werden.“¹¹¹ Aber auch in diesen Ortschaften müssen noch Verbesserungen gemacht werden, denn alle die Äcker ihrer Bewohner sind untereinander vermischt, „daß der da ein Stückchen, der andere dort und dieser wieder eines hier hat . . ., der Hans eines ganz oben und eines wieder eine Viertelstunde und noch eines . . . eine Viertelstunde . . . weiter unten hat . . . alles [ist] zerrissen“.¹¹² „Ein Landmann, der seine Güter alle auf einem Fleck besitzt, hat abgekürzte, wohlfeilere Arbeiten, Zeit und Geld ist hierbei, wenn er sein Hin- und Herlaufen, sein Hin- und Herfahren verringert, erspart.“¹¹³ In der Organisation sind wir heute auch nicht weiter gekommen, wir können die Worte Mayers bei jeder gegenwärtigen Tagung über Feldbereinigung anwenden: „wäre es so möglich, wann sich alle Innwohner eines Dorfes oder eines Weilers, welche ihre Feldgüter untereinander verstreuet besitzen, dahin freiwillig oder auf herrschaftlichen Befehl vereinigten, einem Jeden das Seine nach dem Lose auf einem Flecken zu geben.“¹¹⁴ Der Obrigkeit empfiehlt er, solchen Ortschaften, die freiwillig diese Umlegung durchführten, eine Steuerfreiheit zu gewähren.

Seine Anregung, die Zwischenraine zu beseitigen, wurde erst in diesem Jahrhundert eine Forderung der gesamten Landwirtschaft. Im Hinblick auf sein geliebtes Hohenlohe schreibt er: „Nur einen Tadel noch sehe ich auf den Äckern: die Zwischenraine . . . mit Gras bewachsen, in der Breite einen, zween, oft drei Schuhe ausmachend, also in einem Lande viele Morgen betragend, die meist unnütze daliegen, und wo sie gebaut würden, sehr viele Malter Getreide würden abwerfen . . . Diese Zwischenraine, die . . . erhöht sind, sind die Wohnung der Mäuse . . . der Schnecken . . . alles Ungeziefers . . . Man wird also sehr wohl tun, wenn man alle Zwischenraine zernichtete, sie anbauete, die Grenzen der Äcker

mit ... Marksteinen bezeichnete.⁴¹⁵ Seine konsequenten Überlegungen machten vor dem gewordenen Hof keinen Halt. Er berechnete, daß eine bestimmte Größe eines Hofes für den Staat und für den Besitzer am einträglichsten wäre. So schlägt er vor, der Idealhof müßte 21 Morgen Äcker, 9 Morgen Wiesen, allerhöchstens 27 Morgen Äcker, 10 Morgen Wiesen, 3 Morgen Gärten, 10 Morgen Wald, so insgesamt 50 Morgen umfassen: „ein Hofgut von dieser Größe bearbeitet der Bauer, sein Weib, 2 Knechte und 2 Mägde, bei der Ernte hat er noch 2 Tagelöhner nötig.“⁴¹⁶ Auch mit der Rentabilität dieser Höfe beschäftigt sich Mayer.¹¹⁷

Alle diese Reformen müssen von den Bauern selbst gewünscht und in freiwilliger Zusammenarbeit ausgeführt werden. Daher ist es notwendig, daß die Bildung des Bauern gehoben und sein Selbstbewußtsein gestärkt wird. Das ist nur möglich durch eine Erziehung der Jugend. Bis jetzt konnten Mayers Reformpläne nicht durchgeführt werden, weil die Jugenderziehung immer noch eine verkehrte war: „Die Schulen auf dem Lande sind immer noch nicht so, wie sie sein sollten und könnten ... tüchtige Lehrer gehen ihnen noch fast überall ab.“⁴¹⁸ Mayer kritisiert nun die Auswahl der Lehrer, die nie nach ihrer Persönlichkeit und ihrem Können erfolgte: „alte Laquaien der Hofkavaliere“ werden dazu benutzt oder aber „jeder, der seine Orgel wohl verberirt, sein Maul so weit aufreißen kann, daß er alle seine Mitsänger weit überschreiet ... der mag schon den Platz eines Dorfschulmeisters ... ausfüllen“. Weiter betont er, daß die Schülerzahl viel zu groß wäre, hundert und mehr Schüler seien auf dem Lande keine Seltenheit. Wenn einmal die Dorfschulen in Ordnung gekommen wären, so müßte am Sonntag auch ein zusätzlicher Unterricht in landwirtschaftlicher Berufskunde erfolgen, derselbe könnte von fortschrittlichen Landwirten in Form von Fragen und Antworten durchgeführt werden. Hier ist also schon das Problem der ländlichen Berufsschule vorweggenommen. Ein so durchgebildeter Bauernstand müßte diese Neuerungen dankbar aufnehmen und sie in die Praxis zum Wohle des gesamten Volkes umsetzen. Diesem kann Mayer zur „Glückseligkeit auf dieser Erde“ verhelfen, und zwar durch die Reform der Arbeit. Der ganze Ernst der Tätigkeit Mayers kommt im folgenden zum Ausdruck: „Es ist nicht unbillig, daß der Arzt, der ein neues Arzneimittel andern anpreisen will, es vorher an sich selbst versucht, ich tat mit dem Gipse nun auch so, ich machte mit demselben Versuche auf meinen eigenen Wiesen und Äckern, und nicht eher, als dieselben gut ausfielen, empfahl ich ihn den anderen ... 12 Jahre lang besäete ich alle Frühjahr eine und ebendieselbe Wiese, die vorher sehr schlecht war, mit Gips, und [sie wurde] durch ihn allein zu einer sehr guten Fruchtbarkeit gebracht. ... Ich bestreute ein Kleebeet mit Gips und eines neben diesem damit nicht ... der Unterschied im Aufwuchs war auffallend.“⁴¹⁹ Mayer preist immer wieder die Wirkung des Gipses. Wenn wir auch heute nicht mehr so unbedingt an die Erfolge dieser Düngung glauben, dazumal war es die einzige Möglichkeit, mit billigen künstlichen Mitteln die Fruchtbarkeit des Bodens zu heben. Der Gips war billig; er tritt am Fuße Waldenburs als Gesteinsschicht offen zu Tage, und die Gipsgrube, die zu Mayers Zeiten abgebaut wurde, ist heute noch vorhanden. Sie liegt im spitzen Winkel zwischen der Abzweigung der Bahn nach Künzelsau und der Hauptlinie nach Schwäbisch Hall. „Zwischen Westernach und Kesselfeld ... unter der Oberfläche kaum einen halben Schuh tief [ist die Erde] mit Gips angefüllt.“⁴²⁰ In einer Erzählung Mayers¹²¹ schildert ein Fremder den Abtransport des Gipses: „als ich einige Schritte hinfuhr, kamen rechts her mehrere Wagen voll Gipssteine, die in einem mächtigen Gipssteinbruch, von der Heer-

straße nicht fern, gleich unter einer Bergstadt Waldenburg, gebrochen, und jeder Wagen voll von 4 Ochsen gezogen.“ Dieser Gips wurde weithin geführt und zur Düngung der Äcker und Wiesen vorteilhaft verwendet.

Die Widerstände gegenüber der Gipsdüngung waren außerordentlich groß. Die Stadt Heilbronn sah sich veranlaßt, einen obrigkeitlichen Befehl auszugeben, wonach das Gipsdüngen verboten wurde, da es allgemein schädlich wäre.¹²² Auch die Bauern waren mißtrauisch, „ein Alter wollte lange nicht Gips streuen, er kam aber doch endlich zu mir in meine Stube geschlichen, begehrte allein mit mir zu sprechen“.¹²³ Nach langem Hin und Her zeigte ihm Mayer sein 1774 erschienenes Buch M. Terentius Varro,¹²⁴ worinnen Mayer nachzuweisen versuchte, daß schon



Entwurf für ein Güllefaß, gezeichnet von G. P. Schillingen, Hofzimmermeister, Öhringen.
 (Photo: Wrede, Adolzfurt)

die Alten künstliche Düngemittel benutzt hätten, worauf sein Besuch sagte: „Gedruckt? sprach er, ich sagte: ja, gedruckt, er las, und voll Verwunderung rief er: nun morgenden Tags will ich auch streuen ... dann gedruckt, das gilt mehr als tausend Wörter.“¹²⁵ Mayer ging sogar so weit, daß er die Bauern, die Erfolg hatten mit der Gipsdüngung, von Regierungsstellen protokolларisch vernehmen ließ, damit sie die Art der Anwendung und die Erfolge genau angaben. Diese Protokolle ließ Mayer dann veröffentlichen.¹²⁶

Mayer erkannte auch den Wert der Gülle. Er hat nach Vorbildern, die er in der Schweiz kennenlernte, Güllgruben unmittelbar vor den Stalltüren anlegen lassen: „eine Güllgrube ist eine große Kufe von Holz ... welche beim Ablauf des Harns an dem Stalle angebracht ist.“¹²⁷ Sogar die heute noch gebräuchliche einfache Vorrichtung am Spundloch des Güllefaßes, ein Brett zur Verteilung der herausfließenden Gülle bei der Wiesendüngung anzubringen, geht auf einen Vorschlag von Mayer zurück.

Auf Grund seiner Düngungsversuche konnte Mayer an die Beseitigung der Brache gehen. Gipsdüngung und Kleeanbau hingen unmittelbar miteinander

zusammen. So konnte man den Weidgang abschaffen, und in seiner Gemeinde Kupferzell war es bald soweit, daß die Stallfütterung endgültig eingeführt wurde. „Der Weidgang, der abgeschafft, und die Stallfütterung, die eingeführt wurde, diese beide, sage ich, waren die wirksamsten Mittel, mit welchem das Amt Kupferzell [seinen] Wohlstand bewirkte.“¹²⁸ Mayer betont, daß schon vor über 100 Jahren, also ungefähr um 1700, einzelne Höfe die Weidgänge abgeschafft und die Stallfütterung eingeführt hätten.¹²⁹

Mayers Garten vor dem Pfarrhaus in Kupferzell wurde nun Versuchsfeld. Er konnte es wagen, alle möglichen Gemüse- und Futterpflanzen zu bauen. Auf seinen Reisen sammelte er Beobachtungen, und überall versuchte er, von fremden Gewächsen Samen mit nach Hause zu bringen. Auf ihn geht es zurück, daß der Turnits, die Angerse, als Futterpflanze angebaut wurde. Die ersten Pflanzen standen im Pfarrgarten in Kupferzell. Mayer verlor sich aber nicht in Liebhabereien, der Zweck, die Hebung der Landwirtschaft, stand bei ihm immer im Vordergrund.

In seine Zeit fällt auch die Einführung der K a r t o f f e l. Sie war schon bekannt, ehe Mayer seine Reform begann. Die Leute hielten es aber für unmöglich, die Kartoffel auf dem Acker anzupflanzen. Sie hatten einen „wahren Ekel“ vor dieser fremdartigen Knolle, „sie sahen sie für einen Schweinefraß an und glaubten, davon Bauchgrimmen zu bekommen. Sie wußten gar nicht die Kartoffel zu benutzen, sie erkannten ihren Anbau für schädlich und schrien: ihr Getreideanbau würde durch ihn leiden . . .“¹³⁰

Die ersten Versuche zur Einführung waren erfolglos. Mayer fand in Kupferzell nur in den Küchengärten einiger Weiber einige Stöcke, „ich weiß nicht zu was“. Mayer begann nun mit seiner Methode. Er baute selbst einen halben Morgen an, er behackte das Kraut des öfteren, und schließlich stand auf dem Neubruch „ein fettes, frech aufwachsendes Kraut“, vor dem jeder Vorübergehende halt machte und sich wunderte. „Als der Herbst dann herankam wurden mir wohl mehr als hundert Stöcke ausgerissen; nicht um Kartoffeln zu stehlen, sondern nur um zu sehen, was aus dem Anbau geworden sein möge.“ Mayer erhielt eine sehr reiche Ernte, doch niemand war begierig, davon zu essen; „nicht einmal wurde ich befragt, wozu dies — so verachtet war die Kartoffel hier im Amte.“ Er selbst wußte auch nicht viel damit anzufangen, ein „Freund aus der Ferne“ schilderte ihm den mannigfaltigen Gebrauch als Viehfutter, als Speise für Menschen, und daß man aus ihr die besten „Mandeltorten“ zubereiten könnte. Auch Branntwein und Puder wäre damit zu machen. Mayer befolgte diese Rat schläge, lud hie und da Bauern zum Essen ein, und nach Verlauf von wenigen Jahren „war kein Bauer . . . mehr . . . der nicht einen Teil seiner Felder auf den Kartoffelbau aussetzte“. „. . . Es war also eine wirklich sehr große Wohltat für . . . Kupferzell, die Kartoffeln eingeführt . . . zu sehen; auch dies trug zu seinem Wohlstand . . . bei . . . in den teuren Zeiten anfangs der siebenziger Jahre erprobte dies amerikanische Geschenk in Deutschland seine volle Güte; es ist für uns wichtiger als für Spanien Amerikas Gold.“¹³¹

Alle diese Verbesserungen, die Einführung neuer Futterpflanzen ermöglichten die Mästung des Viehs, die Hohenlohe im 18. Jahrhundert den Wohlstand brachte. Voll Stolz meint Mayer, „unsere Händler tragen jahraus, jahrein zwei bis zwei und eine halbe Million Gulden auf ihren Schultern aus dem Lande heraus und heim“.

So konnte er sagen: „Keine Viehgattung ist dem Landmann zuträglicher als das Rindvieh.“¹³² Und er wird nie müde, die Vorteile der Rindviehzucht zu schildern.

Selbstverständlich beschäftigte er sich auch mit der Schweinemästung, ja sogar mit der Bienenpflege, aber alles nur im Rahmen eines geschlossenen Bauernhofes, in dem der Viehstall die erste Stelle einnahm.

Hühner und Gänse werden als wichtig bezeichnet, doch sind sie durchaus untergeordnet.

Schwere Anklagen wurden gegen Mayer erhoben von seiten der Schäfer. Diese sahen in der Abschaffung der Brache, der Zurückdrängung der Weidgänge auf den Wiesen eine wesentliche Beeinträchtigung der Schafzucht. Großschäfereien hatte eigentlich nur die Herrschaft. Seit dem 17. Jahrhundert waren überall Schafhöfe aufgekommen, die von einem herrschaftlichen Schäfer besetzt wurden. Der Schäfer war Vertreter der Herrschaft, stand bereits durch diese Stellung häufig im Gegensatz zu den Bauern. Diese sahen ihre Neuerungen in der Verbesserung des Wieswaches und des „Anblümelns“ der Brache durch den weidenden Schäfer bedroht, Mayer wurde ihr Fürsprecher. Immer wieder betont er in methodisch kluger Weise die Nützlichkeit der Schafe, weist aber auch nach, daß die herrschaftlichen Schafhöfe viel besser und rentabler landwirtschaftlich genutzt werden könnten. So brachte er es fertig, daß allmählich die Landesherrschaft beschloß, die Schäfereien zu verkaufen. Hinfort wurden Schafe nur noch im bäuerlichen Hof gehalten, der Bauer als Besitzer der Äcker konnte fortan die Schädigungen durch den Weidgang auf ein geringes Maß einschränken. Dabei wurden die Schafe „immer fetter, und der Handel, welcher nun auch damit nach Paris getrieben wird, ist gewaltig und trägt viele Tausende ein, nun pferchen die Orte ihre Äcker mit ihren eigenen Schafen“.¹³³

Diese Vervollkommnung der gesamten Landwirtschaft erweckte in Mayer den Wunsch, die Arbeit, soweit es möglich war, zu mechanisieren. Ein wesentlicher Teil der Erleichterung der landwirtschaftlichen Arbeit beruht auf den „Handgriffen“, heute spricht der hohenlohesche Bauer vom „Vorteil“. Die Erlernung der Handgriffe mußte schon in der Jugend geschehen, damit später die Arbeit leichter von der Hand ging. Die Mechanisierung der Handgriffe beschäftigte Mayer jahrelang. So entwarf er eine Putzmühle; sie sollte die langwierige Arbeit mit der Worfchaufel erleichtern. Er entwarf eine Gipsmühle. Im Gegensatz zu der Verarbeitung der Gipsbrocken in den Wassermühlen, die in Verbindung mit Mahlmühlen im Hohenloheschen schon länger eingerichtet waren, sollte hier der Bauer im Handbetrieb den natürlich anstehenden Gips zerkleinern können, so daß ihn dieser Vorgang kein Geld mehr kostete.¹³⁴ Zur Verarbeitung der Kartoffel konstruierte er einen „Erdbirnreiber“, einen „Erdbirndrucker“ und eine „Erdbirnmühle“.¹³⁵ Letztere wurde sogar mit einem Wasserrad betrieben. Der neue Besitzer des Schafhofes (bei Kupferzell) ging auf seine Ideen bereitwillig ein und erbaute sogar ein Maschinenhaus. Darinnen war „eine Getreidemahlmühle, eine Erdbirnmühle, eine Häckerlings- oder Strohbank ... alle diese Wercker werden entweder zusammen oder jedes besonder von einem Rinde getreten und in Bewegung gesetzt, das Rind geht im ersten Stock des Gebäudes auf einer Scheibe [Tretrad], und im zweiten Stock oben arbeiten dadurch jene Maschinen“.

Mayer erlebte noch, daß die meisten seiner Bemühungen reiche Früchte trugen. Carl Julius Weber, der auf demselben Friedhof wie Mayer begraben ist, konnte in seinem „Demokrit“ noch 30 Jahre später darauf hinweisen, daß einst die Aufmerksamkeit Deutschlands auf dieses Ländchen gerichtet war, und Mayer selbst schildert rückblickend den gewaltigen Fortschritt: „Ich glaube überhaupt von ganz Hohenlohe, daß der Fleiß der hohenloheschen Untertanen bei den

weisen Regierungen ihrer Fürsten die Einkünfte dieser und den Wohlstand jener seit hundert Jahren um ein Ansehnliches erhöht haben, denn ich mochte auch, wo ich wollte, hinsehen, so sah ich merksame Abänderungen, Erweiterungen der Äcker, Wiesen, Weinberge, Verbesserungen durch Trockenlegung der Sümpfe und Seen, durch Urbarmachung der Heiden, durch Ausrottung des zuvielen schädlichen Wildes, durch die Abschaffung der Weiden und Einführung der Stallfütterung . . . durch den In- und Aushandel, durch die allerbeste Anlage kleiner Städtchen, kleiner Dörfer, vieler Weiler und einzelner Höfe ganz klar am Tage.¹³⁶ Er gedenkt eines Projektes, das zu seiner Zeit beinahe wirklich zu werden schien, das uns aber heute im Zeitalter der Technik allzu modern erscheint: Nach Anlegung von Fabriken und Manufakturen in den Tälern sollte man zuletzt noch den Kocher-, Jagst- und Tauberfluß soweit schiffbar machen, daß man mit größeren Kähnen, wann auch keine Schiffe da brauchbar sein möchten, fahren könnte und so den Handel in und aus Hohenlohe begünstigte, folglich dasselbe mit den angrenzenden Landschaften genauer verbände und sich damit den Main, Neckar und Rhein nütze.¹³⁷

Neben diesen großen Plänen, den Zukunftsträumen, schlich sich auch der Zweifel in die Gedankengänge Mayers ein. Im Hinblick auf den Reichtum, der durch den Viehhandel nach Hohenlohe kam, meinte er: „Doch wer weiß, wie lange wir diesen Handel auch noch behalten? — Es scheint immer so herfür, als ob uns andere Gegenden unsere bisherigen Vorteile aus solchem hinwegzunehmen im Begriffe stünden. Überall, wo man hinkommt, hört man ein heimliches Gelispel über der Menge fetter Ochsen, die von uns jahresdurch ausgetrieben werden. Überall, wo wir hin- oder damit durchkommen, bespricht man sich mit uns und unseren Treibern über die Möglichkeit und Art unserer Mastung. Überall hin verlangte man Bauern und Knechte aus unserem Land. Überall errichtet man landwirtschaftliche Gesellschaften . . . es ist auch nicht zu leugnen, daß uns die Pfalz durch ihre Unternehmungen schon manchen Stoß beigebracht hat . . . eins aber wird uns gegen sie und andere noch schützen, und dies muß die Lage, der Boden, die Natur unserer Fütterungen sein, den niemand einem anderen Land zu geben vermag.“¹³⁸

Bis an sein Lebensende beschäftigte er sich unermüdet mit neuen Projekten; „erlebe ich's doch nicht, was nützet es mir?“

Mayer erlebte den Rückgang der landwirtschaftlichen Vormachtstellung Hohenlohes nicht mehr. Carl Julius Weber mußte als Landtagsabgeordneter dagegen auftreten, daß eine Finanzpolitik des Staates, diesmal nicht mehr des hohenloheschen, die Ursache war, daß der Handel bzw. die Ausfuhr des Viehes gänzlich unterbunden wurde. „Der Landmann pflegt das magere Vieh aus entfernten württembergischen Gegenden zu holen, und der Verkäufer muß es veraccisen (besteuern) mit einem Kreuzer vom Gulden. Ist es gemästet und will er damit ins Ausland, so muß er abermals 1½ Kreuzer Ausgangs-Accise bezahlen, folglich ist die Accise vom nämlichen Stück doppelt, ja es tritt der Fall ein, wo der Käufer sein verwandtes Kaufgeld und seine Mühe nicht einmal wieder bezahlt erhält, dennoch aber die Accise bezahlen muß. Die Accise ist gewiß, der Gewinn ungewiß, und so stockt dieser Erwerbszweig, da man mit dem Nachbarn nicht mehr Konkurrenz zu halten vermag, und muß zuletzt ganz verschwinden und mit ihm das bare Geld, womit man die Steuern bezahlen soll . . . während andere Länder die freie Ausfuhr entbehrlicher Landesprodukte begünstigen, verstopfen wir die Quelle des Reichtums durch Auflagen . . . keine Auflage ist so geeignet, alle Sittlichkeit zu stören. Die Briten nannten einst unsere vielen Rhein-

zölle: mira insania germanorum (= die sonderbare Torheit der Deutschen), und es ist keine Rednerblume, wenn ich die Viehaccise gleichfalls eine ständige Viehseuche nenne.“¹³⁹

Werke von Johann Friedrich Mayer

1. Die Lehre vom Gyps als einem vorzüglich guten Dung zu allen Erdgewächsen auf Äckern und Wiesen, Hopfen und Weinbergen. Ansbach 1768.
2. Beyträge und Abhandlungen zur Aufnahme der Land- und Hauswirtschaft, nach den Grundsätzen der Naturlehre und Erfahrungen entworfen. Frankfurt 1769.
3. Katechismus des Feldbaus, worinnen in Fragen und Antworten die Acker- und Wiesenbaukunst zum Besten des Landmanns faßlich und deutlich nach den Grundsätzen der Naturlehre und der Erfahrung vorgetragen ist . . . Frankfurt 1770.
4. Die Lehre der Evang. Kirche zum Unterricht für die Jugend, in Fragen und Antworten abgehandelt . . . Frankfurt 1771.
5. Die Verteidigung des Gypses als einer vortrefflichen Dungsorte . . . nun auch als ein wider die dem Getreide so schädlichen Schnecken gewisses und wider die Raupen mutmaßliches Mittel in einer Antwort auf einen Brief, welcher in der Stuttgarter Zeitung . . . des 1770 eingerückt wurde. Frankfurt 1771.
6. Zweite Fortsetzung der Beyträge (siehe 2). Frankfurt 1771.
7. Die Geburt zweyer an den Bäuchen ganz zusammengewachsener Kinder, welche zu Kupferzell 1771 den 21. Jenner lebendig geboren und getauft worden, nach einem Leben von einer Stunde aber, eines nach dem andern, wieder verstarben, geöffnet und den 29. Jenner daselbst zur Erden bestattet worden, in ihrer dreyfachen Ansicht nach der Theologie, Polizei und Anatomie betrachtet und beschrieben. Frankfurt 1772.
8. Antwort auf die Herwigsche sogenannte wahre Beschreibung zweyer aneinander gewachsener 1772 zu Kupferzell lebendig geborner und getaufter Kinder. Leipzig 1772.
9. Dritte Fortsetzung der Beyträge. 1773.
10. Anfragen und Antworten über die Landwirtschaft. Tübingen 1773.
11. Lehrbuch für die Landwirtschaft in der pragmatischen Geschichte der gesamten Land- und Hauswirtschaft des Hohenlohe-Schillingsf. Amtes Kupferzell. Nürnberg 1773.
12. Vierte Fortsetzung der Beyträge. 1774.
13. M. Terentius Varro, von der Landwirtschaft, mit Anmerkungen von Joh. Friedrich Mayer, Pfarrer in Kupferzell. Nürnberg 1774.
14. Romanj, eines edlen Wallachen . . . landwirtschaftliche Reise. Teil I. Nürnberg 1775.
15. Romanj. Teil II. Nürnberg 1776.
16. Fünfte Fortsetzung der Beyträge. 1776.
17. Romanj. Teil III. 1777.
18. Sechste Fortsetzung der Beyträge. 1777.
19. Siebende Fortsetzung der Beyträge. 1777.
20. Mein Ökonomischer Briefwechsel. 1. Lieferung. Frankfurt 1778.
21. Mein Ökonomischer Briefwechsel. 2. Lieferung. Frankfurt 1779.
22. Mein Ökonomischer Briefwechsel. 3. Lieferung. Frankfurt 1780.
23. Wie hat sich der Landmann bey Wetterschäden in Absicht auf seine Getreidefelder zu allen Jahreszeiten zu verhalten, vom Sohn Johann Friedrichs, Johann Albrecht herausgegeben. Frankfurt 1781.
24. Anfragen und Antworten in Briefen über Gegenstände der Landwirtschaft. 1. Lieferung. Tübingen 1783.
25. Neunte Fortsetzung der Beyträge.
26. Gallerie von Schilderungen guter und böser Hauswirte in ihren Lebensläufen zur Beförderung . . . einer besseren Landwirtschaft. Nürnberg 1781.
27. Romanj. Teil IV.
28. Zehnte Fortsetzung der Beyträge. 1782.
29. Erster Anhang zu meinen Beyträgen und Abhandlungen. Frankfurt 1783.
30. Zweiter Anhang zu meinen Beyträgen und Abhandlungen. Frankfurt 1784.
31. Auszüge aus allen Teilen der landwirtschaftlichen Beyträge Joh. Friedrich Mayers. I. Teil. Frankfurt. Herausgegeben von Christian Bernhard Binder, Pfarrer zu Assumstadt. Vorwort von Mayer. Frankfurt 1785.
32. Der Mayenkäfer als Wurm und Vogel in Gärten, auf Äckern und Wiesen dem Landwirte höchst schädlich, hinlänglich und erprobte Vorschläge wider ihn, von J. F. Mayer. Schwabach 1786.

33. Das Ganze der Landwirtschaft. I. Teil 1788. II. Teil 1788.
 34. Kupferzell durch die Landwirtschaft im besten Wohlstande. Das lehrreichste und reizendste Beispiel für alle Landwirte, sich durch und in ihrem Berufe sicher, froh und bestens zu beglücken. Leipzig 1793.
 35. Der sichere Nothelfer für Stadtbewohner und Landleute. Wien 1795.
 36. Predigtbuch für christliche Bürger und Landleute hinsichtlich auf echte Christusreligion, wahre Lebensweisheit und kluge Haushaltung, zur häuslichen Andacht und Vorlesung auf alle Sonn- und Festtage des ganzen Jahrs nach den Evangelien. Heilbronn und Rotenburg 1800. Herausgegeben nach dem Tode des Verfassers von seinem Sohne.
 37. Hohenlohischer Baurenkalender 1772—1797.

Quellenangabe

Die Anmerkungen beziehen sich auf die Bezifferung der Werke Mayers (W).

- ¹ W 34, S. 307—308.
² Ein Lebensbild Johann Friedrich Mayers soll demnächst in den „Schwäbischen Lebensbildern“, Band 6, erscheinen.
³ Schlichtegrolls Nekrolog 1798; Forstner „Denkmal der Erinnerung“ (1800) siehe die ausführliche Würdigung in den „Schwäbischen Lebensbildern“, Band 6.
⁴ W 36.
⁵ Neues historisch-biographisch-literarisches Handwörterbuch von der Schöpfung der Welt bis zum Schlusse des 18. Jahrhunderts. 3. Band, S. 609. Ulm 1808.
⁶ W 28. ⁷ W 34, S. 27. ⁸ W 33 a, Vorrede. ⁹ W 9. ¹⁰ W 1. ¹¹ W 28. ¹² W 2.
¹³ Anton Büsching, Erdbeschreibung, 7. Teil. 7. Ausg., S. 1016. Hamburg 1790.
¹⁴ Fränkisches Magazin für Statistik, Naturkunde und Geschichte, herausgegeben von C. F. Kebler von Sprengseisen. S 16 ff. Sonnenberg 1791.
¹⁵ G. Christ. Albrecht Rückert, Hofapotheker in Ingelfingen, Der Feldbau chemisch untersucht, um ihn zu seiner letzten Vollkommenheit zu erheben. Bd. 1—3. Erlangen 1790.
¹⁶ W 33.
¹⁷ I. C. E. Schmid, Fürstlich Hohenlohisch-Neuensteinscher Hauptmann und Landkammerrat, Geprüfte Anweisung zu der Erziehung, Pflanzung und Behandlung der hochstämmigen und Zwergfruchtbäume. 2. Aufl. Stuttgart 1792.
¹⁸ K. Schumm, Kalender — Kalendermachen, in: Hohenloher Chronik, 3 Jahrg., Nr. 1. 1955.
¹⁹ W 26, S. 8. ²⁰ W 34, S. 16. ²¹ W 34, S. 219. ²² W 34, S. 32. ²³ W 34, S. 34.
²⁴ W 9, S. 261. ²⁵ W 9, S. 262. ²⁶ W 9, S. 263. ²⁷ W 34, S. 23.
²⁸ K. Schumm, Das Bauernhaus in Hohenlohe. In: Jahrbuch der Volkskunde.
²⁹ W 9, S. 193. ³⁰ W 9, S. 191. ³¹ W 9, S. 191. ³² W 9 S. 218. ³³ W 9, S. 223. ³⁴ W 34, S. 20.
³⁵ W 34, S. 143. ³⁶ W 34, S. 144. ³⁷ W 34, S. 145—146. ³⁸ W 9, S. 225. ³⁹ W 9, S. 226.
⁴⁰ W 9, S. 230. ⁴¹ W 9, S. 272. ⁴² W 9, S. 277. ⁴³ W 9, S. 233. ⁴⁴ W 9, S. 234. ⁴⁵ W 9, S. 183.
⁴⁶ W 9, S. 38. ⁴⁷ W 9, S. 104. ⁴⁸ W 9, S. 106. ⁴⁹ W 9, S. 111—112. ⁵⁰ W 9, S. 139. ⁵¹ W 9, S. 29.
⁵² W 9, S. 56. ⁵³ W 9, S. 57.
⁵⁴ Über die Schwierigkeiten der Verwaltung siehe Wolfram Fischer, Hohenlohe im Zeitalter der Aufklärung. Tübinger phil. Diss. 1951.
⁵⁵ W 34, S. 61. ⁵⁶ W 35, S. 119. ⁵⁷ W 34, S. 125 ff. ⁵⁸ W 16, S. 289. ⁵⁹ W 9. ⁶⁰ W 34, S. 255. ⁶¹ W 34, S. 225.
⁶² Gerhard Ganzhorn, Entstehung des Hohenloheschen Landrechts. Tübinger jur. Diss. 1955.
⁶³ W 9, S. 11.
⁶⁴ Elfriede Killinger, Die Wirtschaftsgeschichte von Beltersrot. Manuskript 1949.
⁶⁵ W 34, S. 63. ⁶⁶ W 34, S. 170. ⁶⁷ W 34, S. 170. ⁶⁸ W 34, S. 334. ⁶⁹ W 25, S. 67.
⁷⁰ W 26, Abschnitt 6. ⁷¹ W 37. ⁷² W 34, S. 97—98. ⁷³ W 26, S. 364. ⁷⁴ W 26, S. 267.
⁷⁵ W 26, S. 268. ⁷⁶ W 26, S. 292. ⁷⁷ W 18, S. 223. ⁷⁸ W 27, S. 298. ⁷⁹ W 26, S. 299.
⁸⁰ W 34, S. 104. ⁸¹ W 34, S. 23. ⁸² W 9, S. 128. ⁸³ W 9, S. 130. ⁸⁴ W 9, S. 118. ⁸⁵ W 9, S. 120. ⁸⁶ W 9, S. 124. ⁸⁷ W 27, S. 214. ⁸⁸ W 27, S. 373. ⁸⁹ W 27, S. 242.
⁹⁰ Wolfgang Saenger, Die bäuerliche Kulturlandschaft der Hohenloher Ebene und ihre Entwicklung seit dem 16. Jahrhundert. Tübinger phil. Diss. 1953.
⁹¹ W 27, S. 312. ⁹² W 27, S. 233. ⁹³ W 34, S. 29. ⁹⁴ W 20, S. 99. ⁹⁵ W 20, S. 208—209.
⁹⁶ W 20, S. 43. ⁹⁷ W 20, S. 201. ⁹⁸ W 20, S. 211. ⁹⁹ W 20, S. 210. ¹⁰⁰ W 26, Vorrede.
¹⁰¹ W 34, Vorrede. ¹⁰² W 34, S. 252. ¹⁰³ W 34, Einleitung V. ¹⁰⁴ W 34, Einleitung VIII.
¹⁰⁵ W 9. ¹⁰⁶ W 9. ¹⁰⁷ W 34, S. 308. ¹⁰⁸ W 34, S. 190. ¹⁰⁹ W 34, S. 308. ¹¹⁰ W 25, S. 251.

- ¹¹¹ W 6, S. 75. ¹¹² W 16, S. 249. ¹¹³ W 16, S. 279. ¹¹⁴ W 16, S. 288. ¹¹⁵ W 9, S. 96 ff.
¹¹⁶ W 18, S. 350. ¹¹⁷ W 18, S. 360. ¹¹⁸ W 34, S. 303 ff. ¹¹⁹ W 34, S. 245. ¹²⁰ W 9, S. 25.
¹²¹ W 26, S. 217.
- ¹²² Obrigkeitliche Verordnung der Reichsstadt Heilbronn vom 31. August 1776.
¹²³ W 28, S. 365. ¹²⁴ W 13. ¹²⁵ W 28, S. 365. ¹²⁶ W 9, S. 107. ¹²⁷ W 9, S. 70. ¹²⁸ W 34,
S. 83. ¹²⁹ W 34, S. 83. ¹³⁰ W 34, S. 137 ff. ¹³¹ W 34, S. 137 ff. ¹³² W 34, S. 152. ¹³³ W 34, S. 132.
- ¹³⁴ Abbildung einer Gipsmühle W 9, S. 74.
¹³⁵ Abbildung eines Erdbirnreibers, eines Erdbirndruckers, einer Erdbirnmühle W 27.
¹³⁶ W 26, S. 487 ff. ¹³⁷ W 26, S. 488—489. ¹³⁸ W 26, S. 374—375.
- ¹³⁹ Vortrag Carl Julius Webers vor dem Württembergischen Landtag am 8. Februar
1820. Abgedruckt in seinen Sämtlichen Werken, Band 28. S. 10 ff. Stuttgart 1841.